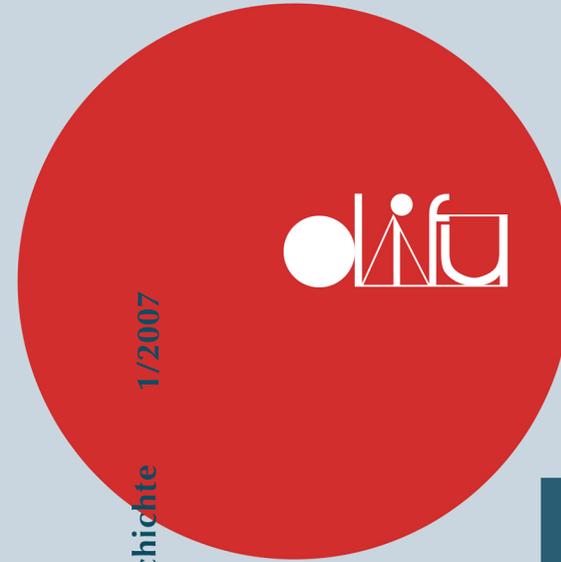




Informationen
zur modernen
Stadtgeschichte

Themenschwerpunkt

Die europäische und
die amerikanische Stadt



1/2007

1/2007

Informationen zur modernen Stadtgeschichte

IMS

Informationen zur modernen Stadtgeschichte

2007

1.Halbjahresband

Verlagsort: Berlin

Herausgegeben von

Martin Baumeister, Christoph Bernhardt, Franz-Josef Jakobi, Gerd Kuhn,
Heinz Reif, Jürgen Reulecke, Axel Schildt und Clemens Zimmermann

in Verbindung mit

Christian Engeli, Stefan Fisch, Antjekathrin Graßmann, Wolfgang Hofmann,
Horst Matzerath, Heinz-Jürgen Priamus, Dieter Rebentisch, Adelheid von Saldern,
Dieter Schott, Hans Eugen Specker und Clemens Wischermann

Themenschwerpunkt

Die europäische und die amerikanische Stadt

Verantwortliche Herausgeber:

Friedrich Lenger/ Dieter Schott

LEITARTIKEL

Friedrich Lenger/ Dieter Schott

Die europäische und die amerikanische Stadt seit dem späten
19. Jahrhundert: Geschichtsbilder – Leitbilder – Trugbilder 5

BERICHTE UND AUFSÄTZE ZUM THEMA

Pierre-Yves Saunier

Transatlantic connections and circulations in the 20th century:
the urban variable 11

Jan C. Behrends (Chicago/ Berlin)

Die andere Moderne. Russische Wahrnehmungen amerikanischer
Urbanität vor 1917 24

<i>Gisela Mettele</i>	
Gemeinsinn in Suburbia? Die Gartenstadt als Utopie und zivilgesellschaftliches Experiment	37

<i>Axel Schildt</i>	
Amerikanische Einflüsse auf den Wiederaufbau westeuropäischer Städte nach dem Zweiten Weltkrieg	48

R E Z E N S I O N E N

<i>Christoph Bernhardt</i>	
„Integration und Fragmentierung in der Europäischen Stadt“ (Archiv für Sozialgeschichte 46/2006)	63

<i>Thomas Biskup</i>	
Friedrich Lenger/Klaus Tenfelde (Hg.), Die europäische Stadt im 20. Jahrhundert. Wahrnehmung – Entwicklung – Erosion, Köln 2006	66

F O R U M

<i>Clemens Zimmermann</i>	
Medien und Stadt	70

A L L G E M E I N E B E R I C H T E

<i>Satoshi Baba (Universität Tokio)</i>	
Moderne Stadtgeschichtsforschung in Japan	86

<i>Marc Schalenberg</i>	
Culture, Economy and the City (Tagungsbericht)	91

<i>Heinz Reif</i>	
Ernst Reuter als Kommunalpolitiker 1922 – 1953 (Tagungsbericht)	95

<i>Andreas Schmidt</i>	
1200 Jahre Halle an der Saale – Eine Stadt feiert sich selbst	98

<i>Christopher Kopper, Hans-Liudger Dienel und Susanne Kill</i>	
Geschichte der Straße. Bau, Nutzung, Raumerschließung von Fernstraßen (Tagungsbericht)	101
<i>Justus Fetscher</i>	
Metronomaden (Tagungsbericht)	105
<i>Christoph Bernhardt</i>	
Jan Volker Wilhelm: Das Baugeschäft und die Stadt. Stadtplanung, Grundstücksgeschäfte und Bautätigkeit in Göttingen 1861-1924. Göttingen 2006 (Buchbesprechung)	112
MITTEILUNGEN	115

Die europäische und die amerikanische Stadt seit dem späten 19. Jahrhundert: Geschichtsbilder – Leitbilder – Trugbilder

Das Thema des vorliegenden Heftes, dessen Beiträge auf eine Sektion gleichen Titels auf dem Konstanzer Historikertag 2006 zurückgehen, die die Herausgeber dieses Heftes für die Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung durchgeführt haben, ist von einiger Aktualität. Schließlich wird über die Zukunft der Stadt derzeit heftig gestritten.¹ Wird sie mit dem Vordringen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien obsolet? Oder hat sie im Gefolge von urban sprawl und zunehmend polyzentrischen Siedlungsmustern ihre Bedeutung längst zugunsten neuer Strukturen jenseits der klassischen Stadt-Land-Differenz eingebüßt?² Verliert sie im Gefolge der Globalisierung ihre Individualität? Vermag sie einer verschärften sozialen Polarisierung standzuhalten? Wird ihr die Integration immer zahlreicherer und kulturell heterogener werdender Migranten gelingen? Wird dabei eine spezifisch städtische Öffentlichkeit eine besondere Rolle spielen? Werden sich die aus der Verkehrsüberlastung und in den letzten Jahren verstärkt aus der drohenden globalen Erwärmung ergebenden ökologischen Probleme lösen lassen? - In den meisten dieser hier in Frageform aufgerufenen Debatten spielt der Typus der europäischen Stadt eine zentrale Rolle – der, wie der Beitrag von Pierre-Yves Saunier deutlich macht, seit dem späten 19. Jahrhundert in der Regel als Gegenmodell zur nordamerikanischen Entwicklung konzipiert worden ist.³

¹ Vgl. nur Karsten Borgmann u.a. (Hg.), *Das Ende der Urbanisierung? Wandelnde Perspektiven auf die Stadt, ihre Geschichte und Erforschung*, Historisches Forum 8 (2006), http://edoc.hu-berlin.de/e_hist-for/8 oder Jon C. Teaford, *The Metropolitan Revolution. The Rise of Post-Urban America*, New York 2006.

² Zentral für diese Debatte in Deutschland Thomas Sieverts, *Zwischenstadt: zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*, Braunschweig 1997.

³ Vgl. auch die Einleitung zu und den Beitrag von Hartmut Kaelble in: Friedrich Lenger/Klaus Tenfelde (Hg.), *Die europäische Stadt im 20. Jahrhundert. Wahrnehmung – Entwicklung – Erosion*, Köln 2006; Walter Siebel (Hg.), *Die europäische Stadt*, Frankfurt am Main 2004; Dieter Hassenpflug (Hg.), *Die europäische Stadt – Mythos und Wirklichkeit*, Münster 2002.

So beschwören Stadtsoziologen heute die sozialpolitische Ausgestaltung der europäischen Stadt, die es gegen auch in Europa zu beobachtende Tendenzen zu extremer sozialer Polarisierung und Ghettobildung zu verteidigen gelte. Städteplaner sehen in ihrer historisch bedingten Kompaktheit und ihrer dicht geknüpften öffentlichen Verkehrsinfrastruktur die unverzichtbare Voraussetzung einer nachhaltigen Entwicklung, die durch die suburbane Zersiedlung bedroht sei. Zudem halten Städteplaner an der europäischen Stadt als Kontrapunkt und identitätsstiftender Bezug gegen die homogenisierende Wirkung von Globalisierungseinflüssen fest, und Politikwissenschaftler hoffen, dass anders als in den USA die kommunalen politischen Institutionen Integration grundsätzlich weiterhin ermöglichen werden.⁴ Kurzum: In den letzten Jahren hatte das Konzept der „europäischen Stadt“ in den Debatten von Architekten, Stadtplanern und Stadtforschern Hochkonjunktur.

Das nimmt der Themenschwerpunkt dieses Hefts zum Anlass einer kritischen Beleuchtung. Es steht dabei weniger ein typologisches Interesse im Vordergrund, wie es in den zahlreichen Versuchen zum Ausdruck gekommen ist, dem Wesen der europäischen und der nordamerikanischen Stadt durch die Auflistung binärer Merkmale näher zu kommen. Dazu zählen in den meisten einschlägigen Katalogen eine geringere Wachstumsdynamik der europäischen Stadt, eine weit schwächere Suburbanisierung, eine stärkere Zentrumsorientierung privaten Wohnens wie repräsentativer öffentlicher Bauten und Institutionen, eine stärkere sozialstaatliche Überformung und eine wirksamere städteplanerische Gestaltung. Zu diesen immer wieder angeführten Charakteristika der europäischen Stadt des 20. Jahrhunderts wäre viel zu sagen, nicht zuletzt, dass sie den Verhältnissen in den meisten süd-europäischen Städten kaum gerecht werden.⁵ Aber das soll hier nicht im Vordergrund stehen. Vielmehr interessieren die Prozesse bildhafter Verdichtung und argumentativer Instrumentalisierung, die erst verständlich machen, wie die Begriffe ‚die europäische‘ oder ‚die amerikanische Stadt‘ zu bloßen Schlagworten haben werden können, die in unterschiedlichen Kontexten ganz verschiedene, aber eben nicht beliebige Assoziationshorizonte evozieren können.⁶ Daneben geht es in allen Beiträgen aber auch um die konkreten Transfer- und Rezeptionsprozesse, deren Komplexität Pierre-Yves Saunier ganz grundsätzlich angeht, während Jan C.

⁴ Belege für diese Pauschalaussagen bei Friedrich Lenger, Probleme einer Geschichte der europäischen Stadt im 20. Jahrhundert – Anmerkungen zum Forschungsstand samt einiger Schlussfolgerungen, Informationen zur modernen Stadtgeschichte 1/2005, S. 96-113.

⁵ Vgl. dazu den Beitrag von Martin Baumeister, Von den *cento città* zur postindustriellen urbanen Landschaft: Bemerkungen zur Rolle der Stadt in der Geschichte Italiens seit der nationalen Einigung, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2/2006, S. 97-110.

⁶ Vgl. zur Diskussion über Stadtbilder auch das Schwerpunktthema in den Informationen zur modernen Stadtgeschichte 1/2005, v.a. den Leitartikel von Sandra Schürmann und Jochen Guckes, S. 5-10.

Behrends ihren Stellenwert in den Reformdebatten der zaristischen Metropolen herausarbeitet und Axel Schildt ihre Vielschichtigkeit anhand der europäischen Städtebaugeschichte nach 1945 demonstriert.

Die Notwendigkeit von Historisierung und Kontextualisierung belegt schon die schlichte Beobachtung, wie wandelbar etwa das Wesen der amerikanischen Stadt in den Augen europäischer Betrachter war, ohne dass diese Wandelbarkeit der Indienstnahme als Gegenbild im Wege gestanden hätte. So galt im späten 19. Jahrhundert die europäische Aufmerksamkeit den spektakulären Hochhäusern New Yorks und mehr noch Chicagos, während im ausgehenden 20. Jahrhundert die schier endlose räumliche Ausdehnung einer Stadt wie Los Angeles den dominanten Bezugspunkt abgibt.⁷ Aber unabhängig davon, ob das Bild der amerikanischen Stadt von der Vertikalen oder der Horizontalen dominiert war, eignete es sich doch stets als Folie, auf die sich Forderungen und Überlegungen zur Gestaltung der europäischen Stadt projizieren ließen. Als besonders geeigneter Weg der historisierenden Aufklärung erscheint die Konzentration auf die Zeit seit dem späten 19. Jahrhundert und die Beschränkung auf die europäisch-nordamerikanischen Industriegesellschaften. Denn zum einen fanden, wie etwa Daniel Rodgers eindrücklich demonstriert hat, wichtige Diskussionen unter Städteplanern, Architekten oder Sozialreformern seither im engen transatlantischen Austausch statt.⁸ Zum anderen entwickelten sich – wie angedeutet – spätestens um die Wende zum 20. Jahrhundert die europäische und die nordamerikanische Stadt zum jeweiligen alter ego der urbanen Selbstwahrnehmung, wengleich dies, wie der Beitrag von Gisela Mettele andeutet, in der Diskussion um Gartenstadtprojekte nicht voll durchschlug.⁹ Angesichts der Verlagerung der stärksten Urbanisierungsdynamik nach Asien und Lateinamerika mag die transatlantische Engführung unangemessen scheinen.¹⁰ Und doch ist die kritische Rekonstruktion der oft in wechselseitigen Spiegelungen gefangenen Geschichtsbilder der europäischen und der nordamerikanischen Stadt auch in einer weiter ausgreifenden Perspektive bedeutsam, prägen die in ihnen enthaltenen ‚Bilder‘ und Vorstellungen doch auch jenseits des europäisch-nordame-

⁷ Zur Rezeption der Hochhausarchitektur vgl. etwa John Zukowsky und Robert Bruegmann (Hg.) *Chicago-Architektur 1872-1922: die Entstehung der kosmopolitanischen Architektur des 20. Jahrhunderts*, München 1987; Cordula Grewe (Hg.), *From Manhattan to Mainhattan: Architecture and Style as Transatlantic Dialogue 1920-1970*, Bulletin of the German Historical Institute – Supplement 2, Washington D.C. 2005.

⁸ Daniel T. Rodgers, *Atlantic Crossings. Social Politics in a Progressive Age*, Cambridge, MA 1998.

⁹ Für die Stadtplanung zeigt bereits der Klassiker der Planungsgeschichte die Parallelen und wechselseitigen Einflüsse über den Atlantik: Anthony Sutcliffe, *Towards the Planned City. Germany, Britain, the United States and France 1780-1914*, Oxford 1981,.

¹⁰ Zur aktuellen Urbanisierungsdynamik polemisch zugespitzt jetzt Mike Davis, *Planet of Slums*, London 2006.

rikanischen Raums massiv den Diskurs über die Stadt, sei es als Konsequenz imperialen Exports, etwa von Planungsleitbildern und –methoden, oder der Dominanz einer globalisierten Wissenschaft.

Die historisierende Auseinandersetzung mit dem Bild der europäischen und der nordamerikanischen Stadt erfordert zwingend die Rekonstruktion der transatlantischen Transferbeziehungen. Hierzu liegen bereits weiterführende Arbeiten vor, von denen zumindest einige wenige kurz genannt werden sollen. So hat Arnold Lewis das europäische Interesse am Aufstieg Chicagos und an der dortigen Weltausstellung von 1893 sorgfältig rekonstruiert und dabei den wechselseitigen Wahrnehmungen durchaus Rechnung getragen.¹¹ Seine weitgehende Konzentration auf Architekturzeitschriften ist geeignet, deutlich zu machen, wie sich hier ein spezifisches Bild der amerikanischen Stadt aus dem etwa in Reiseberichten vielfältig dokumentierten Interesse an Amerika überhaupt löst. Den im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts noch sehr viel intensiveren Austausch dokumentieren mit Blick auf die Sozialreform die schon genannte Arbeit von Rodgers und unter breiterer Berücksichtigung von Architektur und Stadtplanung exemplarisch Christiane Collins' neue Biographie Werner Hegemanns, einem zwischen Deutschland und Frankreich, Nord- und Südamerika wechselnden Autodidakten, der als Produzent von Stadtbildern kaum überschätzt werden kann.¹² Die architekturgeschichtliche Seite dieses transatlantischen Dialogs bis in die 1970er Jahre hinein verfolgt schließlich ein von Cordula Grewe für das Deutsche Historische Institut Washington herausgegebener Band.¹³ Auf kommunalgeschichtlicher Ebene wurde die Aufmerksamkeit vor allem der amerikanischen Progressiven für die Leistungen der deutschen Stadtverwaltungen vor 1914 schon mehrfach in Beiträgen untersucht.¹⁴

¹¹ Arnold Lewis, *An Early Encounter with Tomorrow. Europeans, Chicago's Loop, and the World's Columbian Exposition*, Urbana, IL 1997.

¹² Vgl. dazu nun Christiane Crasemann Collins, *Werner Hegemann and the Search for Universal Urbanism*, New York 2005. Hegemanns vernichtende Kritik der Berliner Mietskasernenstadt ("Das steinerne Berlin. Geschichte der größten Mietskasernenstadt der Welt, Berlin 1930") prägte für Generationen von Architekten und Stadtplanern der Zwischen- und Nachkriegszeit deren (negativen) Blick auf die gründerzeitliche Stadtsubstanz.

¹³ Grewe (Hg.), *From Manhattan...*

¹⁴ Vgl. etwa Friedrich Lenger, *Großstädtische Eliten vor den Problemen der Urbanisierung. Skizze eines deutsch-amerikanischen Vergleichs 1870-1914*, in: *Geschichte und Gesellschaft XXI* (1995), 313-337; zur Bedeutung der Dresdener Ausstellung von 1903 für die (internationale) ‚Strahlkraft‘ des deutschen Stadtmodells vgl.: Dieter Schott, *Zukunft und Geschichte der Stadt. Stadtrepräsentationen im 20. Jahrhundert*, in: Georg G. Iggers u. a. (Hg.), *Hochschule – Geschichte – Stadt. Festschrift für Helmut Böhme*, Darmstadt 2004, S. 319-341.

Ansätze zur Aufarbeitung der Transfergeschichte gibt es also durchaus. Sie gilt es aber noch stärker in Beziehung zu setzen zu den bereits angesprochenen Stadtbildern. Denn die Spannung zwischen oft sehr intensivem und häufig ausgesprochen kenntnisreichem Austausch auf der einen Seite und der Ausbildung äußerst schlichter Geschichtsbilder auf der anderen Seite ist nicht nur frappierend, sondern markiert einen Widerspruch, zu dessen Aufhellung die folgenden Aufsätze beitragen. Während Pierre-Yves Saunier einige zentrale methodische Probleme einer urbanistischen Transfergeschichte der letzten 150 Jahre diskutiert und einen interessanten Vorschlag zu deren Periodisierung macht, sind die übrigen Beiträge zeitlich etwas enger angelegt. So konzentriert sich Gisela Mettele auf Gartenstadtprojekte der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg; Jan C. Behrends arbeitet die Bedeutung amerikanischer Leitbilder in den Reformdebatten der vorrevolutionären Metropolen Moskau und St. Petersburg heraus. Das Zeitalter der Weltkriege ist zwar durch keinen eigenen Beitrag vertreten, wird aber sowohl von Pierre-Yves Saunier mitbehandelt als auch von Axel Schildt in seiner *tour d'horizon* amerikanischer Einflüsse auf den Wiederaufbau europäischer Städte angemessen einbezogen.

Hier zeigt sich noch einmal die für die Thematik des Heftes insgesamt unabweisbare Notwendigkeit, sorgfältig zwischen Transferbeziehungen und ihrer Benennung einerseits, städtebaulichen Praktiken und Entscheidungsträgern andererseits zu unterscheiden. Hinsichtlich etwaiger Transfers ließ nicht erst die vom NS-Regime erzwungene Emigration zahlreicher Architekten und Städteplaner eine klare Trennung europäischer und nordamerikanischer Konzepte problematisch werden. Zu eng waren die wechselseitigen Verflechtungen, auch wenn die jeweiligen gesellschaftlichen und institutionellen Kontexte, etwa hinsichtlich der Möglichkeiten und Grenzen lokaler Selbstverwaltung oder planungsrechtlicher Vorgaben zu sehr unterschiedlichen Umsetzungen ähnlicher architektonischer Konzepte führen konnte. Enge Verflechtungen zeigen sich auch im Hinblick auf die architekturgeschichtliche Genealogie des amerikanischen „new urbanism“ der jüngsten Vergangenheit, zu dem ein von Werner Sewing erbetener Beitrag leider nicht rechtzeitig abgeschlossen werden konnte. Neben dieser großen Nähe, die ja auch in der Präsenz der „new urbanists“ als Architekten und Planer auf beiden Seiten des Atlantiks aufscheint, beeindruckt aber auch hier, wie klischeehaft dennoch das Bild der – in diesem Falle – europäischen Stadt in dieser aktuellen Diskussion ausfällt.¹⁵ Ob sich ‚Urbanität‘ als vermeintliche Qualität der europäischen Stadt des späten 19. und frühen 20. Jahr-

¹⁵ Vgl. nur die Programmschrift führender Protagonisten Andres Duany/Elizabeth Plater-Zyberk/Jeff Speck, *Suburban Nation. The Rise of Sprawl and the Decline of the American Dream*, New York 2000 und das von Susan Fainstein/Scott Campbell (Hg.), *Readings in Urban Theory*, Oxford 2002 (2. Aufl.), S. 362-385 abgedruckte Streitgespräch.

hunderts in solchen doch architektonisch recht artifizuell anmutenden und sozial meist sehr homogenen Kontexten der ‚New Urbanists‘ entfalten wird, kann erst die Zukunft weisen.

Prof. Dr. Friedrich Lenger, Historisches Institut der Justus-Liebig-Universität Gießen, friedrich.lenger@geschichte.uni-giessen.de

Prof. Dr. Dieter Schott, Institut für Geschichte der TU Darmstadt, schott@pg.tu-darmstadt.de

Transatlantic connections and circulations in the 20th century: the urban variable

“American city” and “European city” are familiar terms to us all. They suggest architectural landscapes and forms we are acquainted with through movies, magazines or vacations. They also suggest atmospheres, ways of living that one perceives both as different and similar. In either case, it is through the comparison we develop between sets of pictures or sensations that we are able to imagine and handle two categories that we label as “American city” and “European city”. These two categories also contribute to our collective discussions about the fate of cities.¹ In current debates about the kind of lives we want to live in cities, these images have asserted themselves as powerful tools to arouse acquiescence or fear, to create consensus and disputes. As personal impressions or as collective categories, however, “American city” and “European city” are not instant and idiosyncratic products, and we are constantly referring to a historical pool of connotations, definitions and values when we use them.

This pool is full of the comparisons made in the past, beginning when the New World had cities of its own that travelers between continental Europe, the English colonies and the Motherland could hold up against those across the Ocean. This makes for centuries of criss-crossed observations that have sedimented into conversations, official reports, correspondences, newspapers articles, travel accounts or fictional texts written by the best and brightest as well as by the humble and the anonymous. Travel accounts demonstrate that urban life and cities were compared as much as political, social or economic features², if only because travelers left from and arrived in buzzing city ports. But our categories of the “European” and “Amer-

¹ E.g. the ‘Ende der Urbanisierung’ forum organized by H-Soz-U-Kult in September 2006 at <http://hsoz-kult.geschichte.hu-berlin.de/index.asp?id=665&pn=texte#note1>, accessed October 6th 2006.

² For comparisons between French and American cities, see the material gathered by H el ene Trocm e, *La ville am ricaine vue par les voyageurs am ricains   la fin du XIX  si cle*, Diss. phil. Paris 1 1975, and the numerous urban aspects in Jacques Portes, *Fascination and misgivings. The United States in French Opinion 1870-1914*, Cambridge 2000, or Guillaume de Bertier de Sauvigny, *La France et les Fran ais vus par les voyageurs am ricains 1814-1848*, Paris 1982.

ican” city, especially when used in discussions among architects, planners, urban managers, lay activists or historians, have roots in a more specific branch of this transatlantic conversation. It is “at the birth of the modern world” as a time of transnational processes, causations and circulations, that they came of age.³ This wide comparative endeavor also embraced cities from the rest of the world, especially those in imperial lands. But the “compare and contrast” pattern may have been at its peak when applied to “European” and “American” cities.

From the second half of the 19th century, the city has been the object of a dedicated comparative attention across the Atlantic, and projects for changing the situation at home began to be extracted from the observation of cities across the Ocean. Gertrud Schlichter, Daniel Rodgers and Axel Schäfer have made major contributions to our knowledge of this transatlantic urban interchange.⁴ This moment in history was when what was characteristic of the “European” or the “American city” began to be disputed and discussed, in order to be used in the management, government and politics of urban societies on both sides of the Ocean. This debate not only touched upon questions and answers, but also the identity of those who were asking the questions and suggesting the answers. This was the moment when elected officials, political leaders, social activists and architects invented themselves as urban experts, and this mostly took place through the observation of cities in other lands. We are still living with the legacy of this moment when a specific exchange of urban ideas, designs, regulations was developed out of this conversation.

There are many valid ways to approach this question. One can focus on a specific theme, moment, or direction in these exchanges. The different contributions in this volume illustrate this diversity. My task is a bit different, in the sense that I want to suggest how these specific themes, moments, and directions were embedded within a wider structure of patterns, structures and actors that created order in the exchange. To do so, I will begin by stressing how much they are part of a fabric of connections and circulations that sometimes reach beyond the modern age, beyond the Atlantic and beyond urban aspects.

Urban connections: the world beyond

First, this interchange is not a purely modern feature. Through the mechanisms of imperial, then national construction and competition, views and ways to conceive,

³ Christopher Bayly, *The birth of the modern world 1780-1914: global connections and comparisons*, Malden 2004.

⁴ Gertrud Almy Schlichter, *European backgrounds of American reform 1880-1915*, Diss. Phil. Illinois 1960; Daniel Rodgers, *Atlantic crossings. Social politics in a progressive age*, Cambridge Mass. 1998; Axel R Schäfer, *American Progressives and German social reform, 1875-1920*, Stuttgart 2000.

organize, manage, design, describe or live urban life have been shipped many times across the Atlantic. The cities of the New and the Old worlds, and in the former case this concerns the urban sites of North as well as of Central or South America, have been connected by comparisons, by flows of administrators and migrants, by legislative and juridical frameworks since the late 16th century. Though Central and South America is out of our current focus, the fascination that the Spanish settlers and visitors felt for cities like Mexico City was very much similar to the hopes and aspirations of those Puritan emigrants who envisioned America as the “City on the hill”.⁵ We should not forget that the “American City” of the Southern hemisphere was also compared with European cities. These imperial connections still bear fruit: the current contribution of Catalan planners and sociologists to strategic municipal planning in Uruguay and Argentina derives from the structures of language, culture and politics that are still operating centuries after the former Spanish empire evolved into independent nation states.⁶ It is important to keep in mind that the decades which form our chronological focus in this issue do not stand aloof from the patterns that emerged in these connected histories of the Atlantic world, connections which neither began nor ended with the 19th century, and which endured beyond World War Two.

Second, the operation of the Atlantic urban interchange is to be considered together with other intertwined Atlantic crossings of many sorts. Urban matters were discussed as ways to access beauty, to organize social order, to achieve a certain idea of government, to fulfil national glory, to establish certain living standards, to win market shares. This latter aspect is often neglected, but there was an Atlantic market for lighting provision, transportation and waste management in cities from the second half of the 19th century, well before the recent growth of the conglomerates that now preside over the destiny of urban waters from India to Europe and South America.⁷ Those who were engaged with urban aspects included businessmen as well as physicians, lawyers, municipal technicians, scholars, migrants, administrators and diplomats. Their world views, their actions, their aspirations and their limits evolved out of the dynamics of mass migration, the expansion of firms and banks, the struggle of nation states for status and power, the development of

⁵ Serge Gruzinski, *Les quatre parties du monde. Histoire d'une mondialisation*, Paris 2004; Jérôme Monnet, *La ville et son double. La parabole de Mexico*, Paris 1993 (see especially chapter 1, «Une histoire des représentations urbaines XVI^e-XX^e siècles»). About ‘south Atlantic’ urban connections in the modern age, Arturo Almandoz Marte, *Urbanismo europeo en Caracas (1870-1940)*, Caracas 1997.

⁶ Sébastien Velut and Silvia Robin, *Entre Barcelone et Porto Alegre: la gestion municipale à Montevideo et Rosario*, in: *Géocarrefour* 80:3, 2005, S.207-214.

⁷ See for an example Samuel J Martland, *Progress illuminating the world: street lighting in Santiago, Valparaiso and La Plata 1840-1890*, in: *Urban History* 29:2, 2002, S.223-238.

research universities and the professionalisation process. The urban dialogue between American and German urban reformers at the turn of the 19th century, extensively surveyed by Daniel Rodgers and Axel Schäffer, is a reminder of this situation: municipal governments and city planning experiments were often discussed and compared as elements in a social reform package that also included social insurance, or economic regulation. While they were promoting urban autonomy, zoning, city planning, administrative reform or the municipal ownership of utilities, American Progressives such as Richard Ely, Frederic Howe, Frank Goodnow or Edward Bemis were also installing the university professor as an important figure in the public sphere, just like the German professors they had trained under.⁸ The trade in urban ideas was not merely an exchange about city things. It was part and parcel of the debates about the organization of human societies, and there was a clear connection between these exchanges with the stir of universal aspirations and ideologies, from socialism and liberalism to pacifism.⁹

Third, the transatlantic urban interchange was part of a wider space of circulation for 'urban' items, a space that connected its protagonists and circuits with other world regions. Ideas, technical devices, words, images and designs did not circulate passively like cartons in a container between a European port and an American one. Nor did they stop short when they reached the Pacific Ocean, the Mediterranean Sea or the Ural Mountains. The protagonists and the goods of the transatlantic urban trade engaged with other regional, and for some aspects global, realms of urban ideas and ideals. To pick up one among many intriguing trajectories, the Japanese economist Seiki Hajime studied in Germany for several years and traveled through Belgium and France before coming back to Japan via New York, Chicago and the West Coast.¹⁰ As a protagonist of Japanese social reform and as Mayor of Osaka, he pervasively connected his Japanese endeavors to what he had observed in the Atlantic world. The space of circulation that we are considering here is also an invitation to propel our attention well beyond the Atlantic world, and not to consider the latter in isolation. It is not a mere Atlantic history of the urban dimension that is required here.

This being said, our focus on European and American cities between the 1890s and the 1950s is also an opportunity to scrutinize the possible specificities of this period and of these regions within the seams of history. And indeed, this is a peculiar time, theme and space we are dealing with. Briefly said, the last decades of the

⁸ See also Dorothy Ross, *The origins of American social science*, Cambridge 1991, chapter 3.

⁹ Pierre-Yves Saunier, *Taking up the bet of connections: a municipal contribution*, in: *Contemporary European History* 11:4, 2002, S.507-527.

¹⁰ Jeffrey Hanes, *The city as subject. Seki Hajime and the reinvention of modern Osaka*, Berkeley 2002.

19th century are those where urbanization was perceived and defined as a common present and future context for the Old and the New World.¹¹ In those years, the Atlantic nexus was conceived as the core of global urbanization, and those who coped with this process for questions of business, power, government or knowledge considered it a privileged space for comparisons, action and inspirations. It was the moment when the urban variable gained in autonomy as a specific domain, both in the professional, political or social national spheres, and in the transatlantic exchange in non-material goods. This specialization was partly based on the perception of this common urban fate of the Atlantic world. Accordingly, the ‘urban question’ was shaped from national as well as from transnational grounds. Though this may not have yet been fully considered, many professions, disciplines and policies connected with the city were shaped through transnational interchange, and notably its transatlantic basin. The fields of housing, urban public health (visiting nursing, urban dispensaries), sanitation engineering, policing, fire fighting, unemployment, city planning, urban sociology and municipal urban government itself were such specializations of the social urban domain that thrived on transnational circulations and connections as much as they were fed from national demands and contexts.¹²

For who wants to heed the call, the ‘bet on connections’ can deliver new and complementary insights to the history of transnational phenomena as well as for local and national histories. But many hurdles stand in the way. Two obvious caveats deal with the identification of the protagonists of the transatlantic interchange, its geography and chronology.

¹¹ Contemporary statistical surveys of urbanization such as those by Alfred Legoyt (1867) or Emile Levasseur (1887) in France, Adna Weber in the US (1899), resolutely embraced a number of countries on both sides of the Ocean and grasped the “growth of cities” as a transnational and transatlantic process.

¹² Clues and leads in Christiane Crasemann Collins, Werner Hegemann and the Search for Universal Urbanism, New York 2005; Colette Chambellan (Hrsg.), *Le Musée Social en son temps*, Paris 1998; Shane Ewen, The internationalization of fire protection: in pursuit of municipal networks in Edwardian Birmingham, in: *Urban History* 32: 2, 2005, S.288-307; Kathryn Kish Sklar, Anja Schüller and Susan Strasser, *Social Justice Feminists in the United States and Germany: A Dialogue in Documents 1885-1933*, Ithaca 1998; Ilana Löwy and Patrick Zylberman (Hrsg.) *Medicine as a Social Instrument: Rockefeller Foundation, 1913-45*, in: *Studies in History and Philosophy of Science* 31:3, 2000; Pierre-Yves Saunier (Hrsg.), *Municipal connections: cooperation, links and transfers among European cities in the twentieth century*, in: *Contemporary European History* 11:4, 2002; Christian Topalov, *Naissance du chômeur 1880-1910*, Paris 1994.

The protagonists: A plea for a holistic research agenda

The protagonists of the transatlantic urban interchange were very versatile. This is true for the span of their profiles, and for the range of roles they assumed in the circulation they shaped and maintained. Scholars and elected officials, ordinary migrants and nomadic professionals, civil servants and ordinary travelers, lay private reformers and political activists, visible or vocal individuals and unobtrusive persons contributed to the Atlantic cross traffic of urban knowledge throughout the modern age. Governmental agencies of different sorts have taken their part in it, from the role of consular networks in circulating information to the conscious attempts to make the urban sphere one aspect of national cultural diplomacies and soft power strategies¹³, from the involvement of municipal urban governments themselves to the growing place taken by intergovernmental organizations from the moment the League of Nations and the International Labor Office were established. Think tanks, political parties and trade unions, utilities and philanthropic foundations are encountered by whoever has paid attention to the transatlantic urban interchange. Here, the general trend one can observe between the middle of the 19th century and the middle of the 20th century is one of specialization and institutionalization. Increasingly, urban interchange generated professionals and institutions, which aspired to organize and sometimes monopolize the interchange itself.¹⁴ A salient feature of this organizational pattern was the growth of voluntary associations. Some were focused on a very specific urban sub-field, others had a broader remit, but most of them wanted to structure and control the 'Urban International' as a field where urban questions were defined, discussed and answers suggested. Groups such as the *International Federation of Garden Cities*, the *International Union of Local Authorities* and the *International Housing Association*, the *Association Permanente des Congrès de la Route*, or the *Congrès Internationaux d'Architecture Moderne* put their imprint on the urban agenda from the 1910s. Independent actors did not disappear, but their activities tended to be integrated somehow in the operation of an institution of some sorts, with its rules and organizational cogs.

This trend did not affect the breadth of roles that individuals and institutions could endorse. According to specific strategies and tactics, an agency or an individ-

¹³ Jessica Gienow-Hecht, German-American cultural relations 1870-1914: a historiographical retrospective, in: Frank A. Ninkovich and Liping Bu (Hrsg.), *The Cultural Turn: Essays in the History of U.S. Foreign Relations*, Chicago 2002.

¹⁴ A general overview is proposed in Pierre-Yves Saunier, Sketches from the Urban International. Voluntary societies, international organizations and US Foundations at the city's bedside 1900-1960, in: *International Journal for Urban and Regional Research* 25:2, 2001, S.380-403.

ual could choose or be led to act simultaneously or successively as broker, gate keeper, translator, conqueror, educator, exporter, importer, intermediary, trend setter or knowledge producer.¹⁵ This wide range of characteristics and roles has a very practical consequence for research in the field: if you focus on one or few professions or social groups, or if you put an pre-emptive emphasis on some sort of role, then you are likely to miss aspects that are crucial for understanding the structure, operation and impact of urban interchange. Incidentally, this is also true for the sources that allow us to study the urban interchange. To name but a few, study tours, congresses, private correspondence, governmental reports, narratives of professional expatriation and print material such as periodicals or books must be scrutinized together and not separately, as if they were the hardware and software of urban knowledge.

Geography and Chronology of urban interchange

What about the geography and chronology of the transatlantic urban interchange? Some evaluations are clearly at odds with one another. Daniel Rodgers, in his *Atlantic Crossings*, stressed that the interest in Old Europe by US actors who wanted to change the urban landscape at home was at its peak in the years 1890-1910, and that it was prominently oriented towards Germany and Great Britain. Jean Luc Pinol, in a chapter of *L'Histoire des villes européennes*¹⁶, writes that after decades of strong interest by Americans, the 1893 Chicago Columbian Exhibition was a turning point in the orientation of cross- Atlantic traffic, the watershed of a trend that was to culminate with the Americanization of European urban ideals after World War Two. These contradicting chronological evaluations of the directions in transatlantic traffic are a by-product of these authors' different perspectives. One is satisfied with ready made generalizations on watersheds and turning points, and ignores the scholarship about specific mechanisms and impact of the Atlantic urban interchange (Pinol). The other considers the interchange from only one vantage point (the United States in Rodger's case). But both are not interested in the specific historical forms of the interchange, nor in considering its different layers with their contrasting timing and orientations. Throughout the modern age European and North Americans have actually been selecting, packing and adapting urban experiments, images, regulations and concepts according to geographies and chrono-

¹⁵ The range of roles endorsed by single individuals has been very aptly pointed out by Axel Schäfer, American progressives, especially in his sections about Albert Shaw (S.88-93), Leo Rowe (S. 94-97) and Benjamin Marsh (S. 124-128).

¹⁶ Jean-Luc Pinol (Hrsg.), *L'histoire des villes européennes*, Paris 2003.

logies that resorted to ad hoc individual or collective strategies. James Fenimore Cooper, in a narrative of his visit to France in the 1830s, has pointed to this element of common sense that not two travelers would see the same thing, or see them the same way.¹⁷ But there is more in this than the mere subjectivity of travel experiences. The gaze of our urban travelers or missionaries was heavily skewed by the structures of their journeys and surveys, their professional and social trajectories, and their strategic use of the foreign references on the domestic scene: they privileged a number of "ideal" cities from a limited number of countries (in Europe) or regions (in the USA). Late 19th century American progressive reformers focused on British and German cities and mostly disregarded social experiments in Belgium, Scandinavia and in 'autocratic' Southern Europe, while European visitors rarely set foot in Southern U.S. cities. Chicago or New York, Ulm, Düsseldorf or Glasgow were on top of the charts, but there were competing charts and routes. Several versions of the "European" and the "American" city were in currency between the 19th and 20th century.

To these competing or selective geographies of connections and circulations also came competing and separate chronologies. The underlying pattern for these is not that each specialized urban subject matter had its own 'tide table', flowing first one way then another. This maritime view of the urban interchange does not work, when we scratch the surface of the water. It is often assumed, for example, that US architecture and architects had been oriented towards European architecture, cities and training institutions until the early 20th century, before the flow reversed in the 1900s and America became the "Scenes of a world to come".¹⁸ But even in this specific section of urban matters, it is striking that while French architects, supported by Delano and Aldrich scholarships, were able to discover the USA of 1926, young Americans with modernist leanings like Gordon Bunshaft or Louis Skidmore still found a lot to learn from Europe in the mid-1930s while they roamed the continent due to their Rotch fellowships.¹⁹ Similarly, it was the European housing policies and the expertise of European housing specialists such as Raymond Unwin (British Ministry of Health), Ernst Kahn (Frankfurt, Germany) and Alice Samuels (English Society of Women Housing Estate Managers) that the National Association of Housing Officials showcased to push American governmental authorities into developing a housing policy in the middle of the 1930s. Yet, at the very same moment some European architects such as Martin Wagner or Ernst May were fascinat-

¹⁷ James Fenimore Cooper, *A residence in France*, London 1836, quoted in Bertier de sauvigny, *La France et les Français*, S.24.

¹⁸ Jean-Louis Cohen, *Scenes of the world to come : European architecture and the American challenge 1893-1960*, Paris and Montréal 1995.

¹⁹ Their travel reports are available in the John Nolen papers, Kroch Library, Cornell University.

ed by the possibilities of taylorized construction technologies for their country or city. However briefly sketched here, a similar picture would emerge if we considered city planning, road and traffic engineers, social settlements or district nursing: at the very same moment and on both sides of the Ocean with significant national, regional or local variations, different protagonists committed themselves to creating and maintaining specific transatlantic flows in order to subvert domestic situations in professional, political or cultural terms, or to fulfil some universal aspirations to capture the 'ideal city'.

The geographies and chronologies of the transatlantic urban interchange cannot be captured in simple images of flows that followed one direction for some decades and then went the other way. Such flows were in fact always selective, multidirectional, and had their own geography and chronology to be read with their knots, shifts, dents and re-directions. Current research that explore the operation, impact and structure of connections and circulations are beginning to stress how much they were rhetorical and practical strategies which you cannot fully contain within the limits of concepts such as 'Americanization' or 'Europeanization'.²⁰ This does not mean that these chronologies and geographies were not embedded within such geopolitical, economic or cultural contexts, but it is true that they did not merely go with their streams.²¹

The search for order: a methodological proposal

In order to adequately consider the operation and impact of those transatlantic circulations, I would like to suggest that one way to escape the pitfalls of limited typologies and the traps of under- or oversized chronological and geographical sketches, is to pay attention to circulatory spaces and regimes as a whole. To do so, I will build from what I know in terms of the interchange that took place about and among municipal governments between 1850 and 2000 beyond the Atlantic

²⁰ Among these, Thomas Adam, The transfer of philanthropic models between European and North American cities during the nineteenth and early twentieth centuries, in: *Journal of Urban History* 28:3, 2002, S.328-351; Sonja Dümpelmann, American system and Italian beauty: international exchange in park planning in the twentieth century (paper delivered at the Conference at the Bavarian American Academy in 2005); Steve Bernardin and Sébastien Gardon, Representing a transnational cause? Municipalities as road traffic regulators (paper delivered at the European Association of Urban History Stockholm Conference in 2006).

²¹ This means that the urban variable can contribute to increase our understanding of transatlantic cultural, political and economic traffics, contrasting or complementing recent works like Daniel Rodgers, *Atlantic Crossings*; Victoria De Grazia, *Irresistible empire: America's advance through twentieth-century Europe* Cambridge, Mass., 2005; or Rob Kroes and Robert Rydell, *Buffalo Bill in Bologna : the Americanization of the world, 1869-1922*, Chicago 2005.

region.²² Here, my purpose will be to identify the regimes, the configurations of inter-municipal exchange, i.e. sets of long-term patterns and relatively stable interactions between mutually identified protagonists with durable direction and impact. My contention is twofold: on one hand, I suggest that the interchange in municipal matters is a good window on the interchange in urban matters, and on the other I contend that those regimes are the frames that shaped and oriented the connections, transfers, circulation and other flows in intermunicipal relations.

The first regime was one of informal international transfers, dating from the late 19th century and the early 20th century. Selective borrowing or imposition were the most frequent processes of exchange that can be observed. As they often took place between two geographically defined points, or between a geographically defined point and a series of others, ‘transfer’ is a convenient though approximate way to define the flows that emerged under this regime. Originally, this regime was developed in the European²³ and North Atlantic context, but quickly expanded towards Latin America, North Africa, the lands Down Under²⁴ and the Middle East²⁵, most often following imperial tracks. The selling of services, the exchange of know-how as well as the definition of urban problems and canons of municipal government has ever since been pulsing through the channels that have then been opened, though around changing cores and in contested geographies. The paradigm of this regime, its social and cultural engine, was emulation to cope with current urban problems as a “modern metropolis” should. Its actors were mostly municipal technicians, municipal elected officials as well as those who had to define and tackle urban affairs at the national level. Its impact was felt through the travelling of technologies, regulations, and designs, organized and maintained by peer-to-peer contact. For the Atlantic realm, the volumes by Frederic Howe or Albert Shaw on municipal government of European cities, the interest paid by Dutch municipal officials to the US city manager plan, or the study tours made by the

²² Details are available in Pierre-Yves Saunier, *La toile municipale aux XIX^e et XX^e siècles: un panorama transnational vu d’Europe*, in: *Urban History Review/Revue d’Histoire Urbaine* 34:2, 2006, S.163-176.

²³ Marjatta Hietala was the first to pay specific attention to this in her work on Finnish and Scandinavian cities. See Marjatta Hietala, *Services and Urbanization at the Turn of the Century. The Diffusion of Innovations*, Helsinki 1987; idem, *Transfer of German and Scandinavian Administrative Knowledge: Examples from Helsinki and the Association of Finnish Cities*, in: *Jahrbuch für Europäische Verwaltungsgeschichte* 15, 2003, S. 109-130; idem, *La Diffusion des Innovations: Helsinki 1875-1917*, in: *Genèses* 10, 1993, S. 74-89.

²⁴ Andrew Brown-May, *I cittadini stanno iniziando a lamentarsi? Saperi municipali e contrattazioni attorno a comportamenti pubblici molesti a Melbourne*, in: *Storia Urbana* 2005, 108, S. 53-66.

²⁵ Nora Lafi (Hrsg.), *Municipalités méditerranéennes. Les réformes urbaines au miroir d’une histoire comparée (Moyen-Orient, Magrebb, Europe Méridionale)*, Berlin 2005.

City of Helsinki officers bear witness of the operation of this regime.²⁶

The second regime is one of structured transnational organization. It was sketched on the eve of WWI, and acquired an enduring form in the 1920s. Under its spell, the field was formalized with dedicated long lasting institutions that acted as stages and stagers of the interchange in municipal matters. These transatlantic clearing houses, specialised institutions and individuals, contributed to creating, orienting and feeding webs through which information was selected, winnowed, changed, translated, adapted and selected. This went along with specialization in subfields with a specific focus such as public roads, administration, public health or housing. Members of municipal governments were one set of players in these networks, hard gamers if ever, but also striving to control these networks among an increased number of protagonists. Intergovernmental organizations and philanthropic foundations played a major role in setting up the regime itself²⁷, while the emphasis put on technical and administrative aspects of municipal urban government opened avenues of advancement for scholars as experts. The organisations of municipalities were the spearheads of this regime, in a thicker and thicker fabric where the hegemony of the International Union of Local Authorities, created in 1913, was disputed after World War Two by new organisations that adopted a different stance, defined a new circulatory space or introduced a different political creed.²⁸ Under this regime, the definition and diffusion of “one best way” solutions tended to substitute the variety of ad-hoc imitations, borrowings and impositions. At stake was a definition of universal tools, words, ideas, professionals and policies to cope with the city as a regional and global fact. In this regime, the interplay between the different municipal organizations on one hand, and the world order on the other,

²⁶ Albert Shaw, *Municipal government in continental Europe*, New York 1895; Frederic C. Howe, *European cities at work*, New York 1914. Both volumes had a significant impact in the USA and beyond (for Italy, see Federico Lucarini, *Scienze comunali e pratiche di governo in Italia*, Milan 2003, S.427-459). About the interest paid by some leading figures of Amsterdam municipal administration for the city manager plan, see for example Arie Keppler, *De City-Manager*, in: *De Gemeente* 16, 1923, S.121-123 (thanks to Stefan Couperus for this information). For Helsinki, see note 23.

²⁷ Pierre-Yves Saunier, “Selling the idea of cooperation”. *The US Foundations and the European components of the Urban International (1920s-1960s)*, in: Giuliana Gemelli (Hrsg.), *American Foundations and large scale research: construction and transfer of knowledge*, Bologna 2001, S.219-246.

²⁸ On IULA, see Patrizia Dogliani, *European Municipalism in the First Half of the Twentieth Century: the Socialist Network*, in: *Contemporary European History* 11:4, 2002, S. 573-596; Renaud Payre and Pierre-Yves Saunier, *L’internazionale municipalista : L’Union Internationale des Villes fra 1913 e 1940*, in: *Amministrare* 30, gennaio-agosto 2000. S.217-242. On the new organizations of municipalities and their relationship with IULA, Oscar Gaspari, *Cities Against States? Hopes, Dreams and Shortcomings of the European Municipal Movement 1900-1960*, in: *Contemporary European History* 11:4, 2002, S. 529-548; Antoine Vion, *Europe from the bottom up*, in: *Contemporary European History* 11:4, 2002, S. 623-640.

was a crucial one. Indeed, one of the major stakes that the municipal organisations were contending about was to be recognised as the voice of municipalities in the world, and to represent them at debates that had been the exclusive domain of national states. The creation, in 2004, of a new inter-municipal organization called 'United Cities and Local Governments' has been a recent sign of this ambition to make the voice of cities heard by the United Nations Organization and other inter-governmental organizations such as the World Bank.

The third regime could be labelled the global and regional competition maze. Its growth in the 1980s took place hand in hand with major changes in the political world order, in the international political economy and in urban governance in several national and regional settings, the result being an explicit research for economic competitiveness by individual cities resorting to collective strategies to achieve this goal.²⁹ In Europe only, more than 40 thematic networks have been created to band municipalities together by issues, by public policy sector, by size, by regions, by features. Those networks often include business firms and regional governments side by side with cities. Often tailored for a very specific aim and very much concerned with lobbying at Brussels, they have been thriving on a market-oriented discourse of competition, including the competition among their members and among the networks. Urban mayors feature prominently in their activities while the administrative or technical branches of municipal governments are mostly side kicks that provide backstage logistics or behind the scene expertise. These European features are roughly valid for other regional scenes and for the global arena as well, though we need more insight on municipal networks and strategies to validate such a hasty statement.³⁰ The variety of partners that have bet on cities to develop their strategies (utilities, regional and global IGOs) is still driving the development and operation of this regime.

These three regimes are not strictly temporal, they intertwine rather than succeed one another, their protagonists and features can recess in the background or come to the fore in an uneven manner, while they expand and shrink geographically in uneven manners. There are of course many continuities of discourse, practice and personnel that I will not even suggest here, and the overlap between the

²⁹ See the assessment of these changes and their impact in Patrick Le Galès, *European cities: social conflicts and governance*, Oxford 2002. Wider geographical scope, but shorter range of insight, in Peter Kresl and Earl Fry, *Urban response to internationalization*, London 2005, and Hank Savitch and Paul Kantor, *Cities in the international marketplace*, Princeton and Oxford 2002.

³⁰ See the different chapters in M. Mark Amen, Kevin Archer, and M. Martin Bosman (Hrsg.), *Relocating Global Cities: From the Center to the Margins*, London 2006, and the contributions of Shane Ewen and Pierre-Yves Saunier (Hrsg.), *Another global city: explorations into the transnational municipal moment 1850-2000*, forthcoming.

different regimes are of special interest. My point is that those regimes, when their study is expanded beyond the mere municipal government sphere as in this article, are all in operation today, with their actors, structures and values rooted in time. They may provide useful tools to frame and contextualize our approaches to the Atlantic urban interchange, and to appreciate current debates around the notions of “European” and “American” cities. They should be taken into consideration together with economic globalization or governance changes in order to appreciate the current internationalization of cities. They may moreover provide a key to finding the urban variable, the specific contribution of cities to the making of the modern world, so desperately pursued by urban historians since the 1970s.

Dr. Pierre-Yves Saunier, CNRS, Forschungszentrum «Environnement Villes Société», Université de Lyon, Pierre-yves.saunier@wanadoo.fr

Die andere Moderne. Russische Wahrnehmungen amerikanischer Urbanität vor 1917

Die zeitgenössische Metropolenforschung betont die enge Verflechtung einzelner *global cities* miteinander.¹ Diese globalen Städte beziehen sich, so die These, zunehmend stärker aufeinander als auf ihr lokales Umfeld.² Während eine solche enge ökonomische Verflechtung zwischen Metropolen auf verschiedenen Kontinenten ein Produkt der Globalisierung und der digitalen Revolution der vergangenen Jahrzehnte ist, existierten bereits in der ersten der „großen Beschleunigung“ – ein Begriff von C. A. Bayly für die Jahre zwischen 1890 und 1914 – globale Kontakte zwischen einzelnen Städten und Metropolen.³ Dabei wurden die sozialen Probleme in dieser Zeit schnellen Wandels nicht nur grenzüberschreitend, sondern auch transatlantisch diskutiert.⁴ Diese *grand acceleration*, die rapide Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse schloss jedoch nicht nur die Vereinigten Staaten und Europa, sondern auch das Russische Imperium mit ein – insbesondere in seinen urbanen Zentren St. Petersburg und Moskau und an seiner polnischen und baltischen Peripherie befand sich das Zarenreich auf der Überholspur in die Moderne.⁵ Dies führte in den russischen Städten zu sozialen Problemen; die Migration der bäuerlichen Bevölkerung in die urbanen Zentren und die rasch

¹ Dieser Beitrag ist ein Ausschnitt aus meinem Habilitationsprojekt „Metropolen der Moderne: Herrschaft, Öffentlichkeit und Sozialreform in Moskau, Berlin und Chicago (1890-1914)“. Ich danke dem Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung und der Alexander-von-Humboldt-Stiftung, Bonn am Rhein, für ihre großzügige Unterstützung meiner Forschungen.

² Saskia Sassen, *The Global City*. New York, London, Tokyo, Princeton, NJ 2001. Vgl. mit einer breiteren historischen Perspektive auf elf „Megastädte“: Wolfgang Schwentker (Hg.): *Megastädte im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2006.

³ C. A. Bayly, *The Birth of the Modern World 1780-1914*, Malden, Mass. 2004, zu Städten besonders S. 170-198.

⁴ Daniel T. Rodgers, *Atlantic Crossings. Social Politics in a Progressive Age*, Cambridge, Mass. 1998.

⁵ Vgl. zur westlichen Peripherie des Zarenreiches etwa die neueren Studien zu Riga und Odessa: Ulrike von Hirschhausen, *Die Grenzen der Gemeinsamkeit: Deutsche, Letten, Russen und Juden in Riga 1860-1914*. Göttingen 2006; Roshanna P. Sylvester, *Tales of Old Odessa: Crime and Civility in a City of Thieves*. DeKalb, Ill. 2005; Rainer Lindner, *Unternehmer und Stadt in der Ukraine 1860-1914: Industrialisierung und soziale Kommunikation im südlichen Zarenreich*. Konstanz 2006.

fortschreitende Industrialisierung änderten das Gesicht der Städte. Dass diese immensen gesellschaftlichen Verwerfungen zu starken politischen Spannungen führten, resultierte aus der Spannung zwischen der autokratischen Herrschaft und einer sich rapide ausdifferenzierenden, modernen Gesellschaft – ein Problem, das nicht nur das Zarenreich beschäftigte, sondern auch die post-stalinistische Sowjetunion prägte und unter dem auch das zeitgenössische Russland noch leidet. Der geringe politische Spielraum städtischer Eliten, ihre faktische Zerstörung nach der Revolution von 1917, sind Spezifika der russischen Geschichte. Die Genese der modernen Stadt war hingegen ein globales Phänomen, an dem sich zeigen kann, dass es produktiv ist, Russland nicht isoliert zu betrachten, sondern seinen Platz in der Geschichte der modernen Welt zu bestimmen.⁶ Schließlich sollte für die russische Stadt gelten, was für die Geschichte Russlands im Allgemeinen gilt – auch für ihre Geschichte sind ältere Deutungsmuster zu überprüfen, ihre Entwicklung ist zu kontextualisieren und es ist nach ihren transnationalen Dimensionen zu fragen.⁷

Hier soll am Moskauer Beispiel und der dort und in St. Petersburg verlegten Fachzeitschriften nachgezeichnet werden, wie amerikanische Städte im vorrevolutionären Russland wahrgenommen wurden. Um die Probleme der russischen Städte um die Jahrhundertwende und damit auch das russische Interesse an den USA zu begründen, werde ich die Entwicklung Moskaus zur Großstadt nachzeichnen. Anschließend werde ich zeigen, wie amerikanische Vorbilder bei der Philantrophie und Wohlfahrt russische Debatten über Stadtreform und die soziale Frage prägten.

Moskau auf dem Weg in die Moderne

Russische Stadtgeschichte bildet ein eigenes Forschungsfeld, das sowohl von westlichen wie auch von russischen Historikern mit ihren jeweils eigenen Fragen und Traditionen bearbeitet worden ist.⁸ Sowohl die westliche Historiographie, die sich besonders mit den Metropolen St. Petersburg und Moskau beschäftigte, als auch die landeskundliche und lokalgeschichtliche Tradition des *kraevedenie* behandelten

⁶ Vgl. zur Frage von Modernität, Revolution und autoritärer Herrschaft in Russland: Jörg Baberowski (Hg.), *Moderne Zeiten? Krieg, Revolution und Gewalt im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2006.

⁷ Zur vergleichenden Stadtgeschichte im ost(mittel)europäischen Rahmen, vgl. Andreas R. Hofmann und Anna Veronika Wendland (Hg.), *Stadt und Öffentlichkeit in Ostmitteleuropa 1900-1939. Beiträge zur Entstehung moderner Urbanität zwischen Berlin, Charkiv, Tallinn und Triest*, Stuttgart 2002; Carsten Goehrke und Bianca Pietrow-Ennker (Hg.), *Städte im östlichen Europa: Zur Problematik von Modernisierung und Raum vom Spätmittelalter bis zum 20. Jahrhundert*, Zürich 2006.

⁸ Vgl. als Forschungsüberblick zur russischen Stadt vor 1917: Kristina Künzel-Witt, *Eine Renaissance: Stadtgeschichte(n) des vorrevolutionären Russland*, in: <http://epup.ub.uni-muenchen.de/archive/00000788/01/Kuentzel-Stadtgeschichte.pdf> (Zugriff am 2. April 2007).

russische Städte vornehmlich im gesellschaftlichen Kontext des Zarenreiches und seiner politischen Kultur.⁹ Sie neigen in ihrer Analyse der russischen Stadt um 1900 dazu, Spezifika des Zarenreiches zu betonen – insbesondere die Funktion der Metropolen St. Petersburg und Moskau als Herrschersitz, die fehlende Selbstverwaltung, die zunehmende Verbäuerlichung und die Schwäche des Bürgertums; analoge Thesen, die dem Idealtyp der westlichen Stadt eine orientalische Stadt entgegengesetzte, wurden schon von Max Weber vertreten.¹⁰ Die russische Stadt war nach Max Weber bis in die Moderne ein Kunstprodukt der Autokratie, eine „Dienststadt“, die ihren Bürgern keine Freiheiten bieten konnte, weil sie stets den Selbstherrschern verpflichtet blieb. Sicherlich bleibt es notwendig, bei der Analyse osteuropäischer Städte historische Sonderentwicklungen im Auge zu behalten. Es stellt sich jedoch die Frage, inwieweit die Beschleunigung gesellschaftlichen Wandels seit Ende des 19. Jahrhunderts die Großstädte in Metropolen verwandelte, die diese historisch-juristischen Unterschiede zwischen russischen und westlichen Städten in den Hintergrund treten ließ. Die gemeinsamen Probleme verbanden schon um 1900 Städte in unterschiedlichen politischen Kontexten. Fragen städtischer Selbstverwaltung und des rechtlichen Status der Bürger blieben zwar wichtig, doch die soziale Frage dominierte zunehmend den internationalen Diskurs über die Stadt. Das Zeitalter der ersten Globalisierung vor 1914 ließ die gemeinsamen Probleme und unterschiedlichen Lösungswege von Gesellschaften auf dem Weg in die Moderne deutlich werden. Für die Metropolen gilt es seit dem Ende des 19. Jahrhunderts bis in unsere Gegenwart - wie ein Blick auf die Megacities der Gegenwart verrät – zu fragen, wo die Grenzen von Herrschaft in diesen Städten verliefen. In Phasen, in denen das Wachstum der Bevölkerung schneller voranschreitet als der Ausbau der Verwaltung und der Infrastruktur, relativieren sich die Differenzen zwischen politischen Regimen. Sowohl in der amerikanischen Republik als auch in der russischen Autokratie entzogen sich nämlich soziale Gruppen, aber auch Wirtschaftsbetriebe und einzelne Räume in der Stadt häufig den Ansprüchen der ‚Durchherrschaft‘. Dies galt auch für das russische Moskau, das in den Jahren nach der Bauernbefreiung eine rasante Entwicklung nahm.

Die alte russische Hauptstadt, die diese Würde 1712 an das neu gegründete St. Petersburg abgegeben hatte, entwickelte sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem Zentrum der Leichtindustrie und war seit 1851 Knotenpunkt des russischen Eisenbahnnetzes.¹¹ Die Reformen von Alexander II. markierten einen ersten Schritt

⁹ Vgl. zur Entstehung der russischen Lokalgeschichte Emily D. Johnson, *How St. Petersburg Learned to Study Itself: The Russian Idea of kraevedenie*, University Park, PA 2006.

¹⁰ Vgl. auch Manfred Hildermeier: Max Weber und die russische Stadt, in: Hinnerk Bruhns/ Wilfried Nippel (Hg.), *Max Weber und die Stadt im Kulturvergleich*, Göttingen 2000, S. 144-165.

¹¹ Zum vorrevolutionären Moskau, vgl. Joseph Bradley, Muzhik and Muscovite. Urbanization in Late Im-

zur Urbanisierung Russlands.¹² Moskaus Einwohnerzahl steigerte sich von einer Viertelmillion um 1850 auf eine Million im Jahre 1897. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges beherbergte die Stadt 1,7 Millionen Menschen. Diese rapide Expansion stellte ihre Eliten – die zarische Verwaltung und die wirtschaftlich tonangebende Kaufmannschaft – vor enorme Herausforderungen, die diese innerhalb der engen Möglichkeiten des autokratischen Herrschaftssystems bewältigen mussten.¹³ Während in St. Petersburg der Hof seine Pracht entfaltete und sich eine von staatlichen Rüstungsaufträgen und europäischem Kapital gespeiste Schwerindustrialisierung vollzog, stand Moskau für einen russischen Weg in die Moderne.¹⁴ Hier koexistierten die Traditionen des vormodernen Russland mit den Problemen einer modernen Großstadt. Bis zur Stalinschen Kulturrevolution der frühen 1930er Jahre blieb das Stadtbild von der Vielzahl orthodoxer Kirchen und Klöster geprägt. Dies veranlasste westliche Besucher dazu, der Stadt noch um 1900 einen vormodernen Charakter zu attestieren. Europäische Beobachter strichen häufig die Unterschiede zu ihrer eigenen Stadterfahrung heraus: Trotz seiner Größe habe sich Moskau einen kleinstädtischen, stellenweise dörflichen Charakter bewahrt.¹⁵ Diese Einschätzung wurde durch Vergleiche mit dem klassizistisch-imperialen St. Petersburg bestätigt. Hinzu kam ein Straßenbild, in dem neben den westlich gekleideten Stadtbewohnern die bäuerlichen Zuwanderer ins Auge stachen. Mit ihren Schirmmützen, Kopftüchern und traditionellen Kitteln wirkten die ländlich geprägten Arbeiterinnen und Arbeiter wie Fremdkörper im Umfeld der modernen Stadt mit ihren Fabriken, Straßenbahnen und westlichen Geschäften. Hinter der sakralen dörflich geprägten Fassade vollzog sich in den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende ein

perial Russia, Berkeley 1985; Robert W. Thurston, *Liberal City, Conservative State. Moscow and Russia's Urban Crisis*, New York, NY/ Oxford 1987; I. S. Rozental', *Moskva na pereput'e. Vlast' i obščestvo v 1905-1914 gg.*, Moskau 2004; Pavel Il'in/ Blair Ruble (Hg.), *Moskva rubeža XIX i XX stoletij. Vzgljad v prošloe izdaleka*, Moskau 2004.

¹² Zum Wandel der russischen Gesellschaft im 19. Jahrhundert grundlegend: Boris N. Mironov, *The Social History of Imperial Russia, 1700-1917*, 2. Bde., Boulder, Col. 2000; siehe auch: Carsten Goehrke, *Russischer Alltag*, Band 2: *Auf dem Weg in die Moderne*, Zürich 2003.

¹³ Zur Moskauer Kaufmannschaft, vgl. Thomas C. Owen, *Capitalism and Politics in Russia. A Social History of the Moscow Merchants 1855-1905*, Cambridge 1981; Jo Ann Ruckmann, *The Moscow Business Elite. A Social and Cultural Portrait of Two Generations 1840-1905*, De Kalb 1984; Ju. A. Petrov, *Moskovskaja Buržuazija v načale XX veka: predprinimatel'stvo i politika*, Moskau 2002.

¹⁴ Zu St. Petersburg vgl. allgemein W. Bruce Lincoln: *Sunlight at Midnight. St. Petersburg and the Rise of Modern Russia*, New York 2002; Karl Schlögel: *Petersburg. Das Laboratorium der Moderne, 1909-1921*, München 2004; zu Gewalt, Kriminalität und „Hooliganismus“ in der russischen Hauptstadt, vgl. Joan Neuberger: *Hooliganism. Crime, Culture, and Power in St. Petersburg 1900-1914*, Berkeley. 1993.

¹⁵ Vgl. etwa die anschaulichen Erinnerungen des Schweizer Einwanderers Ernst Derendinger, der als Handwerker in das zaristische Moskau zog. Ernst Derendinger, *Erzählungen aus dem Leben. Als Graphiker in Moskau, 1910-1938*, Zürich 2006.

rasanter Transformationsprozess, der aus der Handelsstadt eine Metropole machte.

Teil dieses neuen Moskauer waren die Probleme einer modernen Großstadt: der Pauperismus, die Entstehung eines Industrieproletariats sowie eine soziale und technische Infrastruktur, deren Ausbau dem Tempo der Zuwanderung nicht standhielt. Nicht nur während der Revolution von 1905, die zu tagelangen Straßenkämpfen führte, war die öffentliche Ordnung prekär. Dazu trug auch die Moskauer Polizei bei, deren Kompetenz und Disziplin den Bedürfnissen einer modernen Großstadt nicht angemessen war.¹⁶ Den lokalen Eliten Moskau wie auch den Petersburger Bürokraten waren diese Probleme bewusst, und sie waren sich ebenso darüber im klaren, dass es sich weniger um ein russisches Spezifikum handelte – was der Teil der historischen Forschung suggeriert, der die bäuerliche Zuwanderung stark betont – sondern um eine nachholende Modernisierung, eine Entwicklung, die Europa und Amerika bereits ergriffen hatte und die vor den Grenzen des zaristischen Imperiums nicht Halt machen würde. Es stellte sich die Frage, wie der autokratische Staat – sowohl finanziell überlastet als auch in seiner Autorität und Legitimität umstritten – mit den sozialen Verwerfungen, die der urbane Strukturwandel mitbrachte, umgehen sollte. Nach den Großen Reformen der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts beschäftigten sich verschiedene Regierungskommissionen mit den Fragen des Armenrechts, der Wohlfahrt und der Fürsorge.¹⁷ In ersten Lösungsvorschlägen verschmolzen russische Traditionen christlicher Armenfürsorge mit westeuropäischen Konzepten von Sozialstaatlichkeit. Russische Experten verstanden, dass man den Blick nach England, Deutschland oder Skandinavien wenden musste, wenn man den Umgang mit der sozialen Frage in den europäischen Großstädten studieren wollte. Die Zeitschrift *Trudovaja Pomošč*, die seit 1898 in St. Petersburg erschien und in der Lösungen der sozialen Probleme Russlands diskutiert wurden, brachte in jeder ihrer jährlich zehn Ausgaben eine „Chronik der europäischen Mildtätigkeit“ heraus, in der Beispiele sozialen Engagements in Europa vorgestellt wurden. Einzelne Städte und Länder wurden in gesonderten Artikeln behandelt.¹⁸ Doch nicht nur was ihre sozialen Einrichtungen betraf, kamen die europäischen

¹⁶ Felix Schnell, *Ordnungshüter auf Abwegen? Herrschaft und illegitime polizeiliche Gewalt in Moskau 1905-1914*, Wiesbaden 2006.

¹⁷ Vgl. Adele Lindenmeyr, *Poverty is not a Vice. Charity, Society, and the State in Imperial Russia*, Princeton, NJ 1996.

¹⁸ Vgl. z. B. G. van der Flit, *Učreždenija trudovoj pomoži v Germanii*, in: *Trudovaja Pomošč* 1, 1898, S. 182-195; A. M. Reingol'd, *Vosmiletnjaja dejatel'nost' central'nogo občestva dlja ukazanija paboty v Berlin*“, in: *Trudovaja Pomošč* 2 (1899), S. 25-38; *Reforma blagotvoritel'nosti v Berline*, in: *Trudovaja Pomošč* 5, 1902, S. 258-268; *Central'noe gorodskoe učreždenij dlja blagotvoritel'nosti v Berlin*“, in: *Trudovaja Pomošč* 7, 1904, S. 397-401; G. G. fon' Vitte, *Očrana maloletnych v Anglii*, *Trudovaja Pomošč* 11, 1909, S. 227-251.

Städte als Vorbild in Frage. Auch ihre Infrastruktur, der Ausbau der Versorgungs- und Verkehrsnetze wurde von russischen Experten eingehend studiert. Gerade was die technische Infrastruktur betraf, wurde die westeuropäische Stadt zum Vor- und Leitbild.

Verschiedene Fachzeitschriften dienten den Experten des späten Zarenreiches als Diskussionsforum. Die neuere Forschung hat darauf hingewiesen, dass sich seit den 1880er Jahren und insbesondere nach der Revolution von 1905 eine öffentliche Sphäre in der Autokratie herausbildete, ein Ort des Austausches und der Diskussion, der bereits zeitgenössisch mit dem Begriff der *obščestvennost'* („Öffentlichkeit“) beschrieben wurde. Ein wichtiger Teil dieser Verständigung innerhalb der *intelligencija* fand in akademischen Zirkeln, Vereinen und auch Logen statt. Neben der lokalen Ebene, in der sich Gesellschaft durch Geselligkeit konstituierte, wurde durch die „dicken Journale“, den Fachzeitschriften für die Intelligenz, die Debatte über die Verhältnisse der russischen Gesellschaft vorangetrieben.¹⁹ Anhand verschiedener Journale lässt sich zeigen, wie russische Experten europäische und amerikanische Städte wahrnahmen, was ihnen vorbildlich, was nachahmenswert oder verwerflich vorkam. Die Artikel – so meine These - verdeutlichen, wie russische Experten sich vor 1917 als Teil einer Moderne wahrnahmen, die in Europa, Amerika und Russland vor ähnlichen Herausforderungen stand. Die Analyse der zwischen 1890 und 1914 entstandenen Texte zeigt zudem die Aktualität der während der *grand acceleration* von den russischen Experten diskutierten Fragen: Es ging hier um die soziale und kulturelle Integration von Unterschichten in der Großstadt, um das Kräfteverhältnis zwischen Herrschaft, Zivilgesellschaft und Markt und in einem umfassenden Sinne um die Möglichkeiten und Voraussetzungen eines friedlichen Zusammenlebens in der modernen Metropole. Dies lässt sich an der Wahrnehmung der amerikanischen Stadt und ihrer Sozialreformer exemplarisch zeigen.

Der Blick in die Ferne: Amerikanische Wohlfahrt und Zivilgesellschaft

Im 19. Jahrhundert begann die Geschichte der russischen Faszination für die Vereinigten Staaten von Amerika.²⁰ Bereits zur Mitte des 19. Jahrhunderts wurden

¹⁹ Vgl. David Wartenweiler, *Civil Society and Academic Debate in Russia 1905-1917*, Oxford 1999; Guido Hausmann (Hg.), *Gesellschaft als lokale Veranstaltung. Selbstverwaltung, Assoziierung und Geselligkeit in den Städten des ausgehenden Zarenreiches*, Göttingen 2002. Damit bildete Russland einen Teil des „goldenen Zeitalters“ der Vereine. Vgl. Stefan-Ludwig Hoffmann, *Geselligkeit und Demokratie. Vereine und zivile Gesellschaft im transnationalen Vergleich*, Göttingen 2003.

²⁰ Vgl. Dieter Hecht, *Russian Radicals Look to America 1825-1890*, Cambridge 1947; Max M. Laerson, *The American Impact on Russia, 1784-1917*, New York, NY 1950; Olga P. Hasty und Susanne Fusso (Hg.), *America through Russian Eyes: 1874-1926*, New Haven 1988.

die USA auch für die russischen Eliten zum Sinnbild der neuen Zeit. Dass Alexis de Tocqueville neben den Vereinigten Staaten gerade Russland als Land sah, das seine Möglichkeiten noch nicht ausgeschöpft hatte, beeindruckte reformorientierte russische Intellektuelle.²¹ Russische Radikale wie Alexander Herzen betonten jedoch schon früh den Gegensatz zwischen dem kollektivistischen Russland und den individualistischen USA.²² So verband sich in Russland die große Anziehungskraft und das Interesse an den amerikanischen Verhältnissen schon früh mit Kritik an der sozialen Ordnung in der Neuen Welt. Doch amerikanische Bürger galten nicht nur als materialistisch; in der russischen Vorstellung waren sie auch tatkräftige und fortschrittliche moderne Menschen.

Um die Vereinigten Staaten kennenzulernen, musste man dorthin reisen. Dies taten europäische Experten vor 1914 in beträchtlicher Anzahl, insbesondere nahmen sie an wissenschaftlichen Kongressen oder ähnlichen internationalen Meetings teil. Exkursionen von mehreren Wochen, die sie in verschiedene Städte führten, waren keine Seltenheit. Ihre Reiseberichte verdeutlichten die globalen Verflechtungen der Welt vor 1914.²³ Auch für die russischen Reisenden war Amerika einerseits etwas Fremdes, das sie sich aneignen und erklären mussten und zugleich eine Welt, in der sie Parallelen zur eigenen, russischen Wirklichkeit, zu ihrer Lebenswelt erkannten. Ihre Reiserouten folgten dem Beispiel anderer europäischer Besucher: die russischen Reisenden interessierten sich für die Städte der Ostküste, insbesondere für New York, und für den mittleren Westen, hier insbesondere für die aufstrebende Metropole Chicago. Der Süden der USA und Kalifornien waren nicht auf ihrem Itinerar zu finden. Die hier vorgestellten Aufsätze kreisen um die soziale Frage in der Großstadt. Bei ihrer Interpretation gilt es zu bedenken, wie komplex diese Problematik um 1900 war: Es ging um Armut und Arbeitslosigkeit ebenso wie um Volksbildung, Wohnraum und Kinderbetreuung. Die Experten beschäftigten sich mit Kriminalität und städtischer Infrastruktur ebenso wie mit Hygiene, urbaner Selbstverwaltung und Fragen politischer Partizipation. Häufig stand eine Frage im Vordergrund, die an der Schwelle zum 20. Jahrhundert sowohl

²¹ Vgl. Dieter Boden, *Das Amerikabild im russischen Schrifttum bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*, Hamburg 1968, S. 119 f.

²² Vgl. David Feest und Gábor T. Rittersporn, *Antiamerikanismus und Amerikanophilie im Zarenreich und in der Sowjetunion der Vorkriegszeit*, in: Jan C. Behrends, Árpád von Klimó und Patrice G. Poutrus (Hg.), *Antiamerikanismus im 20. Jahrhundert. Studien zu Ost- und Westeuropa*, Bonn 2005, S. 71-87, hier S. 74 f.

²³ Damit war Russland wiederum Teil eines gesamteuropäischen Trends. Vgl. Alexander Schmitt, *Reisen in die Moderne. Der Amerika-Diskurs des deutschen Bürgertums vor dem Ersten Weltkrieg im europäischen Vergleich*, Berlin 1997; siehe auch aufschlussreich Claus Offe, *Selbstbetrachtung aus der Ferne. Tocqueville, Weber und Adorno in den Vereinigten Staaten*, Frankfurt am Main 2004.

Russland als auch die USA beschäftigte: Was waren die Aufgaben des Staates bei der Entschärfung sozialer Probleme in der Großstadt und was vermochte die Zivilgesellschaft zu leisten?

Die sozialhistorische Forschung zum Zarenreich hat gezeigt, wie stark die russische Zivilgesellschaft in den beiden Jahrzehnten vor 1917 wuchs. Es entstanden zahlreiche Vereine und Assoziationen; die russischen Städte waren von einem heterogenen Verbandswesen geprägt. Moskau ist hier ein besonders aufschlussreiches Beispiel; die Moskauer Elite, insbesondere die Kaufmannschaft, war stolz auf ihr soziales Engagement und leistete der Stadt beträchtliche Dienste.²⁴ Der soziale Dienst an ärmeren Mitbürgern gehörte ebenso zu ihrem Selbstverständnis wie die Arbeit an der Verschönerung der Stadt und der Verbesserung ihrer Institutionen. Krankenhäuser und Obdachlosenheime, Suppenküchen und Universitäten wurden vor 1914 aus privaten Mitteln finanziert und ergänzten die schwach ausgebildete staatliche Infrastruktur. Allerdings konnten auch diese Projekte nicht mit der rapiden Expansion der Stadt Schritt halten. Ihre Wirkung blieb aufgrund der starken Zuwanderung begrenzt; das Problem der Integration einer ständig anschwellenden Gruppe bäuerlich geprägter Arbeiter, die in die Stadt drängten, Beschäftigung suchten und oft nur Elend fanden, vermochten sie nicht zu lösen. Aufgrund der brennenden Probleme in vielen Stadtvierteln der russischen Metropolen lag es nahe, nach Lösungen in einem Teil der Welt zu suchen, dessen Gesellschaft gleichfalls mit den Herausforderungen der Massenmigration umgehen musste.

Der Besuch der Vereinigten Staaten hatte aus russischer Perspektive Vorteile, die über eine Reise in die eigene Zukunft, einen Ausflug in die amerikanische Moderne hinausgingen. Auf der anderen Seite des Atlantiks konnten russische Experten besichtigen, wie die dortige Gesellschaft mit Problemen umging, die man aus den eigenen Städten kannte, insbesondere mit der Integration von Zuwanderern. So berichtete ein russischer Besucher von den Erfolgen russischer Juden bei der Eingliederung in die amerikanische Gesellschaft.²⁵ Doch in der Regel interessierten sich die russischen Berichtstatter nicht für das Schicksal der Auswanderer aus dem Zarenreich, sondern für die genuin amerikanischen sozialen Probleme. Der harte Alltag in den Außenbezirken Moskaus und Chicagos dürfte sich zu dieser Zeit in vieler

²⁴ Vgl. zur Spendentätigkeit der Moskauer Eliten: Gorodskija učeždenija Moskvy, osnovannaja na požertvovanija, Moskau 1906. Vgl. auch James L. West und Iurii A. Petrov (Hg.), *Merchant Moscow. Images of Russia's Vanished Bourgeoisie*, Princeton, NJ 1998 und am Beispiel des Moskauer Fabrikanten Pavel P. Rjabušinskij, der Paternalismus der alten Schulen mit modernem Geschäft verband: Karl Schlögel (Hg.), *Sankt Petersburg. Schauplätze einer Stadtgeschichte*, Frankfurt/Main u.a. 2007, S. 305-351.

²⁵ I. Rubinov: *Russkie evrei v Amerike. Ekonomiceskoe položenie russko-evrejskich immigrantov*, in: *Sovremennij Mir* 3, 1907, S. 68-91 und S. 160-195.

Hinsicht geähnel haben. Es handelte sich um eine bäuerlich geprägte Bevölkerung, die oft keiner regelmäßigen Arbeit nachging, die versuchte, den Kontakt zu staatlichen Stellen zu vermeiden und deren Kinder unter den miserablen Lebensbedingungen überbevölkerter Holzhäuser aufwuchsen.²⁶ Amerikanische und russische Städte waren räumlich und sozial segregiert; es ist jedoch zu vermuten, dass amerikanische Metropolen trotz der starken Trennung einzelner ethnischer und sozialer Gruppen eine vergleichsweise größere Anzahl von Aufstiegsmöglichkeiten – insbesondere für qualifizierte Arbeiter boten. Vor dem Hintergrund einer schwachen und oft unfähigen Regierung waren es auch in den USA oft die lokalen Eliten, die sich der „Reform“ ihrer Städte und der Verbesserung der Lebensumstände annahmen.²⁷ Während die amerikanischen Eliten von ihren Reformbestrebungen durch die mächtigen Netzwerke der *machine politics* behindert wurden, verhinderte die zarische Administration in Russland Veränderungen oft schon im Ansatz. Dabei wurden politische Unterschiede durchaus wahrgenommen und auch offen darüber geschrieben, dass die amerikanische Kommunalpolitik Teil der „großen Republik“ sei und dass in den USA gesellschaftliche Probleme von einer breiten Öffentlichkeit diskutiert würden.²⁸ Der Differenz zwischen Demokratie und den Problemen des autokratischen Regimes waren sich die russischen Experten – wenn auch verklausuliert formuliert – durchaus bewusst.²⁹

Interessanter dürften für russische Besucher Amerikas jedoch jene Problemlagen gewesen sein, die man aus eigener Erfahrung kannte und bei denen sich herausgestellt hatte, dass auch dem amerikanischen Staat die Mittel oder der Wille fehlte, diese Missstände schnell zu beheben oder nachhaltig zu verändern. Dazu gehörte etwa die Wohnungsfrage. Sowohl in den amerikanischen als auch in den russischen Großstädten existierte eine katastrophale Unterversorgung mit günstigen und akzeptablen Wohnungen.³⁰ In seinen ausführlichen Berichten über die philantrop-

²⁶ Vgl. am Beispiel Chicagos Perry R. Duis, *Challenging Chicago. Coping with Everyday Life 1837-1920*, Urbana, Ill. 1998, S. 104-106; zu den dörflich geprägten polnischen Zuwanderern, die in Chicago die Strukturen ihrer Heimat reproduzierten, vgl. Dominic A Pacyga, *Polish Immigrants and Industrial Chicago. Workers on the South Side 1880-1922*, Chicago, Ill. 2003. Zu Chicago vgl. auch allgemein Robert G. Spinney, *City of Big Shoulders. A History of Chicago*, De Kalb, Ill. 2000.

²⁷ Thomas Lee Philpott: *The Slum and the Ghetto: Neighborhood Deterioration and Middle Class Reform in Chicago 1880-1930*, Oxford 1978; siehe auch den Überblick bei Markus Gräser, *Urbanisierung ohne administrative Kompetenz. Chicago 1880-1940*, in: Wolfgang Schwentker (Hg.), *Megastädte im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2006, S. 27-55.

²⁸ P. G. Mižuev: *Ocerki blagotvoritel'nosti v' Amerike (I)*, in: *Trudovaja Pomošč* 4, 1901, S. 333-466, Zitat S. 335.

²⁹ Vgl. bspw. I. Rubinov: *Municipal'nye vybory v Amerike*, in: *Izvestija Moskovskoj Gorodskoj Dumy*, Feb. 1906, S. 92-130.

³⁰ Vgl. V. Michajlovskij: *Vorpos o deščevich žiliščach v zapadno-evropejskich i amerikanskich gorodach*,

pischen Vereinigungen in Amerika widmete der Amerikareisende Mižuev den Kreditgenossenschaften und Baukooperativen von Boston, New York und Chicago beträchtlichen Raum. Er interessierte sich für diese gesellschaftlichen Initiativen, bezahlbaren und gesunden Wohnraum zu schaffen.³¹ Es waren die Formen gesellschaftlicher Selbstorganisation jenseits staatlicher Wohlfahrt, die Mižuev interessierten und die ihn beeindruckten. An anderer Stelle interessierte sich Mižuev für die Wohltätigkeit „progressiver“ amerikanischer Unternehmer.³² Auch hier schildert er verschiedene Formen gesellschaftlichen Engagements in großer Breite. Dabei versäumt er es nicht, darauf hinzuweisen, dass unternehmerische Wohlfahrt nicht immer aus uneigennütigen Motiven geschah. Am Ende seiner umfangreichen Ausführungen zur amerikanischen Philantropie verzichtete der Verfasser auf ein Fazit.³³ Dies kann aus politischer Rücksichtnahme geschehen sein wie der weitgehende Verzicht auf den expliziten Vergleich mit den russischen Verhältnissen. Hier war die intellektuelle Leistung des aufgeklärten Lesers gefragt. Die zahlreichen Beispiele verdeutlichten dem russischen Publikum, wie viel möglich war, wenn der Staat der Zivilgesellschaft entsprechenden Raum ließ. Zugleich hatte Mižuev es nicht versäumt, auf Probleme und Widersprüche in der Organisation der Wohlfahrt in den amerikanischen Städten hinzuweisen.

Neben der Wohnungsfrage informierten sich Mižuev und andere russische Reisende in den USA über Fragen kommunaler Initiativen zur Volksbildung.³⁴ Hier wurden die amerikanischen Städte mit ihren zahlreichen öffentlichen Bibliotheken und Bildungsreinrichtungen zu einem Leitbild der russischen Reformer. Sie teilten mit amerikanischen Eliten die Vorstellung, dass sich durch gezielte Bildungsangebote die Lage der „armen Klassen“ nachhaltig verbessern ließe. Dem Übel der Armut war mit dem Angebot der Bildung zu begegnen – ein genuin moderner Ansatz. Hier manifestierte sich eine deutliche Übereinstimmung der Wertvorstellungen zwischen amerikanischen Stadtreformern und ihren russischen Besuchern. Die Texte zeigen, dass sich russische Vorstellungen von Wohltätigkeit und Stadtreform kaum von westlichen Ideen unterschieden. Vor dem Hintergrund ähnlicher Problemlagen wird vielmehr deutlich, wie sich zahlreiche Vorstellungen in ihren

in: *Izvestija Moskovskoj Gorodskoj Dumy*, Juli/ August 1897, S. 30-69; Dezember 1897, S. 1-31.

³¹ P. G. Mižuev: *Priemy racional'noj filantropii v Amerike* (I), in: *Trudovaja Pomošč* 6, 1904, S. 182-207, besonders S. 202f.

³² P. G. Mižuev: *Priemy racional'noj filantropii v Amerike* (prodolženie), in: *Trudovaja Pomošč* 6, 1904, S. 313-337.

³³ P. G. Mižuev: *Priemy racional'noj filantropii v Amerike* (okončanie), in: *Trudovaja Pomošč* 6, 1904, S. 35-59.

³⁴ Vgl. auch I. M. Rubinov: *Narodnoe obrazovanie v Nju Iorke*, in: *Izvestija Moskovskoj Gorodskoj Dumy*, März 1907, S. 126-152.

Grundzügen entsprachen. Kritik wurde von russischer Seite eher im Detail geübt als an den großen Linien.

Die Sympathie offizieller russischer Besucher für „progressive“ amerikanische Bewegungen, für verschiedene Ansätze zivilgesellschaftlicher Stadtreform sticht ins Auge. Selbst in Zeitschriften, die der zaristischen Administration nahe standen wie *Trudovaja Pomošč*, die unter dem Patronat der Zarin herausgegeben wurde, finden sich Abhandlungen über Sozialreformer wie Jane Addams in Chicago oder den radikalen Kritiker der Zustände in den New Yorker *tenements*, Jacob A. Riis, der mit seinem Erlebnisbericht *How the Other Half Lives* nicht nur die amerikanische Öffentlichkeit, sondern auch ihre russischen Beobachter beeindruckte.³⁵ In den Aufsätzen der russischen Besucher zeigt sich der hohe Symbolwert Chicagos, das – neben New York – zum Inbegriff einer modernen Metropole avancierte. Während die Slums, die Zustände auf und um die *stock yards* von russischer Seite scharf kritisiert wurden, interessierte man sich für die sozialreformerische Tätigkeit von Jane Addams und die angewandte Soziologie im Umfeld der University of Chicago.³⁶ Insbesondere die *settlement houses* und die gleichnamige Reformbewegung, eine zivilgesellschaftliche Initiative lokaler Eliten, die Bildungsangebote für die Unterschichten zur Verfügung stellte und sich um die Integration von Einwanderern in die amerikanische Gesellschaft bemühte, wurde von russischer Seite als vorbildlich und nachahmenswert begriffen.³⁷ Trotz aller Bewunderung für zivilgesellschaftliches Engagement, für die Philanthropen, Kirchen und Sozialreformer Amerikas klingt in den russischen Texten jedoch auch Skepsis darüber durch, ob es gut sei, dass der Staat bzw. die Kommune so wenig eingreife. Gelegentlich wurden amerikanische Sozialreformen mit dem Bismarckschen Sozialstaat verglichen, wobei die russischen Beobachter positiv herausstrichen, das amerikanische Modell verlange von seinen Bürgern mehr Eigeninitiative, während das deutsche System mehr auf eine Akkumulation staatlicher Versicherungsleistungen hinauslaufe. Den amerikanischen Ansätzen zur Stadtreform wurde eine vergleichsweise größere Dynamik bescheinigt. Trotzdem wird deutlich, dass der Wunsch nach einem starken, intervenierenden Staat die russischen Reformer stärker prägte als ihre amerikanischen Gegenüber.

³⁵ Jacob A. Riis, *How the Other Half Lives*, New York 1890. Vgl. P. G. Mižuev: Priemy racional'noj filantropii v Amerike (I), S. 186 f.

³⁶ Vgl. als zeitgenössische Kritik, bei der auch Korruption und die *machine politics* Chicagos nicht ausgenommen werden, A. Il'in: Obščija vpečatlenija ot postanovki gorodskogo chozjajsta v Severnoj Amerike, in: *Gorodskoe Delo* 1912: 1; S. 19-23, Nr. 2, S. 127-132. Zu den *machine politics* amerikanischer Städte, vgl. Harold F. Gosnell, *Machine Politics. Chicago Model*, Chicago, Ill. 1937.

³⁷ Zu Jane Addams vgl. Jean Bethke Elstain, *Jane Addams and the Dream of American Democracy*, New York 2002.

Wurden die amerikanischen Sozialreformer demnach zu einem Leitbild für die liberalen russischen Eliten? Für die hier diskutierten Quellen lässt sich diese Frage positiv beantworten. Russische Reisende, die nach einem Weg zur Verbesserung ihrer Städte jenseits des Klassenkampfes suchten, wie ihn die radikale Arbeiterbewegung in Russland propagierte, lobten den „Idealismus“ und „Enthusiasmus“ und die „Initiative“ der Reformbewegungen in den USA.³⁸ Ihre Berichte gingen jedoch häufig deskriptiv vor; sie erklärten dem russischen Publikum ausführlich amerikanische Einrichtungen und Angebote. Auch aus politischen Gründen konnten sie nur wenig darüber schreiben, wie man ähnliche Institutionen oder Initiativen im Zarenreich umsetzen könnte. So lässt sich noch nicht nachweisen, welche der zivilgesellschaftlichen Initiativen, die in Moskau zur Verbesserung der sozialen Lage ergriffen wurden, auf europäische und amerikanische Vorbilder zurückgingen. Was sich jedoch zeigt, ist eine Verbundenheit, die durch die Arbeit an ähnlichen Problemen entstand. Durch die geteilten Herausforderungen der modernen Metropole und die Konfrontation mit schwacher oder dysfunktionaler Staatlichkeit entstand die Nähe in den Vorstellungen und die Sympathie, die die russische Seite den amerikanischen Reformbestrebungen entgegenbrachte. Indirekt dürften die *machine politics*, wie sie die russischen Reisenden in den USA kennen lernten, sie bestärkt haben, dass Bildungsangebote und zivilgesellschaftliche Initiativen einen mindestens so wichtigen Stellenwert hatten wie politische Partizipation.

Bei aller *passion for association* erreichte die zivilgesellschaftliche Initiative im vorrevolutionären Moskau keine Tocquevilleschen Dimensionen. Es bleibt festzuhalten, dass trotz der Bewunderung für amerikanische Sozialreformer aus russischer Sicht der Staat weiterhin die wichtigste Rolle bei der Lösung sozialer Fragen und urbaner Probleme spielen sollte. Dies und die Faszination für Amerika als Projektionsfläche für die Modernisierung Russlands sind Kontinuitätslinien, die sich über die Revolution des Jahres 1917 bis in das heutige Russland verfolgen lassen. Die historische Möglichkeit einer russischen Zivilgesellschaft erlosch mit der Entmachtung und Vertreibung der liberalen Eliten in der Revolution von 1917 und ihrer Vertreibung im anschließenden Bürgerkrieg. Staatliche Wohlfahrt – wenn auch oft auf bescheidenstem Niveau – war charakteristisch für die sowjetische Moderne. Zivilgesellschaftliche Initiativen werden bis heute kritisch bis feindlich von der Staatsmacht beäugt.³⁹ Dies hat auch dazu geführt, dass die russische Be-

³⁸ P. Mižuev: Priemy racional'noj filantropii v Amerike (V), in: Trudovaja Pomošč 10, 1908, S. 117-139, besonders S. 135 f.

³⁹ Zum postrevolutionären Moskau, vgl. Timothy J. Colton: Moscow. Governing the Socialist Metropolis,

völkerung in der Gegenwart durch eine hohe Erwartungshaltung gegenüber dem Staat gekennzeichnet ist – während die Bereitschaft zu bürgerschaftlichem Engagement vergleichsweise gering ausgeprägt ist.⁴⁰

Die Aufsätze der russischen Experten verraten nicht nur etwas über ihre Wahrnehmung der amerikanischen Moderne um 1900; sie sind Teil eines transnationalen Diskurses über Sozialpolitik in der modernen Metropole und zeigen, wie zu dieser Zeit über das Verhältnis von Staat und Zivilgesellschaft in der Großstadt räsoniert wurde. Die Emanzipation der russischen Zivilgesellschaft und ihre dauerhafte Etablierung waren eine historische Möglichkeit, die Krieg und Revolution verhinderten. Die Strukturen eines autoritären und bei der Lösung sozialer Probleme dysfunktionalen Staates überdauerten die Brüche in der russischen Geschichte. Hier zeigt sich, wie langlebig Traditionen ziviler Vergesellschaftung in Amerika bzw. staatliche Strukturen und die Erwartung staatlicher Fürsorge in Russland sind. In der *longue durée* des 20. Jahrhunderts zeichnen sich markant verschiedene Wohlfahrtsregime ab, die trotz gegenseitiger Wahrnehmung in Zeiten globalen Austausches und großer Brüche wie Weltkrieg, Revolution oder Weltwirtschaftskrise bis in unsere Gegenwart die gesellschaftliche Wirklichkeit Russlands und der Vereinigten Staaten prägen.

Abschließend lässt sich festhalten, dass für das Zeitalter der großen Beschleunigung, jener urbanen Revolution, die sowohl die USA, Westeuropa als auch Russland mit dem Eintritt in die klassische Moderne um 1890 erfasste, eine vergleichende Metropolengeschichte, die auch den osteuropäischen Raum einschließt, ein wichtiges Forschungsdesiderat ist. Die durch Forschungstraditionen und Theoriebildung aufgerichtete Grenze zwischen der westlichen und der russischen Stadt lässt sich im Zeitfenster zwischen 1890 und 1917 besonders produktiv aufbrechen. Schon der flüchtige Blick in die russischen Journale, den ich hier unternommen habe, verdeutlicht, dass gegenseitige Wahrnehmung, geteilte Probleme und die gemeinsame Suche nach Lösungen für die moderne Metropole in dieser Epoche schwerer wogen als strukturelle Unterschiede aus vormoderner Zeit. Der Herausforderung transatlantischer und ost-westlicher Vergleichsperspektiven, der Frage nach Verflechtungen und Transferprozessen sollte sich die historische Stadtforschung stellen.

**Dr. Jan C. Behrends, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB),
behrends@wzb.eu**

Cambridge 1995.

⁴⁰ Vgl. Marc Morje Howard, *The Weakness of Civil Society in Post-Communist Europe*, Cambridge 2003.

Gemeinsinn in Suburbia? Die Gartenstadt als Utopie und zivilgesellschaftliches Experiment

Seit längerem wird in der Forschung die Forderung erhoben, den häufig als „Nicht-Ort“ abqualifizierten suburbanen Raum differenzierter wahrzunehmen. Jedoch fehlt es der vorwiegend stadtplanerisch bzw. –soziologisch geprägten neueren Suburbanisierungsdiskussion oft an historischer Tiefenschärfe.¹ Dabei läßt sich bereits spätestens seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts das Phänomen Stadt weder in Europa noch in Amerika losgelöst von der Realität suburbaner Zersiedelung („sprawl“) diskutieren. Diese Zersiedelungsprozesse wurden sowohl diesseits als auch jenseits des Atlantiks frühzeitig wahrgenommen und alternative städtebaulichen Utopien entwickelt. Die Forderung nach gesundem, naturnahem Wohnen bildete den Kern der frühen Debatten um Suburbia, und die Idee der „Gartenstadt“ galt in den internationalen Städtebaureformbewegungen weithin als der Königsweg, um dem ungebändigten Wachstum städtischer Ballungsräume entgegenzu-steuern.² Sie stand einerseits für eine ökologische Utopie, die versuchte, Natur und Städtewachstum miteinander zu versöhnen. Vor allem aber war sie eine politische Utopie: Im Mittelpunkt von Ebenezer Howards Entwurf der Gartenstadt stand die Frage nach der Wiedergewinnung stadtgesellschaftlicher Qualität, die im Prozess der (Sub-)Urbanisierung zunehmend verloren zu gehen drohte. Die harmonische Verbindung von Stadt und Land verband Howard mit einer umfassenden republikanischen Vision, in die alle Lebensvollzüge eingeordnet werden konnten.

Die Idee der Gartenstadt entwickelte sich sowohl in Europa als auch in den Vereinigten Staaten zu einem der wichtigsten Leitbilder im suburbanen Städtebau des 20. Jahrhunderts, soweit es sich um geplantes kollektives und nicht um „wildes“ Siedeln, individuelles Bauen oder Eingemeindungen handelte. Es scheint

¹ Vgl. etwa Klaus Brake, Jens S. Dangschat und Günter Herfert (Hrsg.), *Suburbanisierung in Deutschland. Aktuelle Tendenzen*, Opladen 2001. Kevin M. Kruse und Thomas J. Sugrue (Hrsg.), *The New Suburban History*, Chicago und London 2006.

² Peter Hall und Colin Ward, *Sociable Cities. The Legacy of Ebenezer Howard*, Chichester u.a. 1998. Stephen V. Ward, *The Garden City. Past, Present, and Future*, London u.a. 1992. Kermit C. Parsons und David Schuyler (Hrsg.), *From Garden City to Green City. The Legacy of Ebenezer Howard*, Baltimore u. London 2002. Stanley Buder, *Visionaries and Planners. The Garden City Movement and the Modern Community*, New York und Oxford 1990.

daher lohnend, an diesem Siedlungstyp nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden der europäischen und amerikanischen Stadtentwicklung im 20. Jahrhundert zu fragen. Dabei soll zum einen das Verhältnis von Kompaktheit und Dezentralität diskutiert werden, das in der Debatte um die „europäische“ vs. „amerikanische“ Stadt eine zentrale Rolle spielt.³ Vor allem aber soll nach den zivilgesellschaftlichen Perspektiven gefragt werden, die sich dies- und jenseits des Atlantiks mit der Gartenstadt als Idee und Realität verbanden, mithin nach den – von der Forschung lange mehr oder weniger pauschal in Abrede gestellten – öffentlichen Räumen in Suburbia.

Unter Zivilgesellschaft verstehe ich die Selbstgestaltung der eigenen Lebenswelten und die Einflussnahme auf gesellschaftliche Prozesse in der freien Zusammenkunft gleichberechtigter Akteure. Sie basiert auf den Formen bürgerlicher Kommunikation und Interaktion, die sich in den städtischen Räumen seit dem achtzehnten und vor allem im neunzehnten Jahrhundert entwickelt hatten, etwa im Vereinswesen. Der Ausdruck Zivilgesellschaft statt „bürgerliche Gesellschaft“ deutet die Ablösung dieser Formen von ihrer ursprünglichen bürgerlichen Träger-schicht an und eben auch die Ablösung von ihrem traditionellen Ort, der Stadt.⁴

³ Vgl. etwa Dieter Hassenpflug (Hrsg.), *Die europäische Stadt. Mythos und Wirklichkeit*, Münster 2002, Walter Siebel (Hrsg.), *Die europäische Stadt*, Frankfurt a. M. 2004. Friedrich Lenger und Klaus Tenfelde (Hrsg.), *Die europäische Stadt im 20. Jahrhundert. Wahrnehmung – Entwicklung – Erosion*, Köln u.a. 2006. Friedrich Lenger, *Urbanisierung als Suburbanisierung. Grundzüge der nordamerikanischen Entwicklung*, in: Lenger und Tenfelde, *Die europäische Stadt*, S. 437-475. In den Vereinigten Staaten erlebt die Gartenstadtidee mit dem New Urbanism seit einigen Jahrzehnten eine Renaissance als Modell für nachhaltiges Bauen; eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem „New Urbanism“ in: Harald Bodenschatz und Barbara Schönig, *Smart Growth – New Urbanism – Liveable Communities. Programm und Praxis der Anti-Sprawl-Bewegung in den USA*, Wuppertal 2004. In Europa gibt es dafür keine Entsprechung. Im Gegenteil: das 1990 herausgegebene „Green Paper on the Urban Environment“ der Europäischen Kommission erwähnt die Gartenstadt nur an zwei Stellen, beide Male kritisch u.a. als Verursacherin von Zersiedelung. Dagegen setzt die Kommission auf das traditionelle Stadtbild der „kompakten“ dichten Stadt; vgl. Stephen Ward, *The Howard Legacy*, in: Kermit C. Parsons und David Schuyler (Hrsg.), *From Garden City to Green City. The legacy of Ebenezer Howard*, Baltimore und London 2002, S. 222-244, hier 233f., and Mike Jenks, Elizabeth Burton und Katie Williams, *The Compact City: A Sustainable Urban form?* London 1996. Vgl. dazu die Kritik am Papier der Europäischen Kommission von Dennis Hardy, *The Garden City Campaign: An Overview*, in: Stephen Ward (Hrsg.), *The Garden City. Past, Present, Future*. London 1992, S. 187-209, hier S. 205.

⁴ Die Bürgertumsforschung hat sich bislang wenig mit diesen Transformationsprozessen befasst. Zum Konzept der Zivilgesellschaft vgl. Manfred Hildermeier, Jürgen Kocka und Christoph Conrad (Hrsg.), *Europäische Zivilgesellschaft in Ost und West. Begriff, Geschichte, Chancen*, Frankfurt am Main 2000. Jürgen Kocka, *Zivilgesellschaft. Zum Konzept und seiner sozialgeschichtlichen Verwendung*. In: ders. u.a. (Hrsg.), *Neues über Zivilgesellschaft. Aus historisch-sozialwissenschaftlichem Blickwinkel*, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung P 01-801 (Dezember 2001), S. 4-21.

Ähnlich wie die modernen Metropolen wechselweise als „Moloch“ verschrien oder als „Kraftquell“ idealisiert wurden⁵, haben auch die Suburbs gegensätzliche kulturelle Metaphern hervorgebracht. In der populären, durch Werbung, Medien und visuelle Kultur vermittelten Wahrnehmung symbolisieren sie bürgerliche Utopie und Dystopie zugleich. Den einen gelten sie als Verwirklichung des Traums vom besseren Leben, anderen als konformistisches Gefängnis privilegierter Mittelschichten.⁶ In beiden Fällen war der Tod des öffentlichen Lebens in Suburbia lange ein unhinterfragter Topos der amerikanischen wie der deutschen wissenschaftlichen Literatur. Das suburbane, auf die Privatheit der Kleinfamilie konzentrierte Wohnen wurde dem pulsierenden öffentlichen Geschehen in den Städten entgegengesetzt. In den Vororten herrsche Indifferenz, wenn nicht gar Abneigung gegen die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben. Wenn die Einwohner Suburbias sich überhaupt öffentlich betätigten, dann eher reaktionär als konservative Verteidiger von Eigentümerinteressen und der Exklusivität ihrer Wohnorte.⁷

Vor allem die amerikanischen Suburbs erscheinen häufig als Orte ohne Eigenschaften, deren bauliche Struktur auf keine tätige Gesellschaft hinweist, die ihnen ein spezifisches Gesicht gegeben hätte und deren Häuser nichts von der Individualität ihrer Bewohner verraten. Der uniformen und banalen äußeren Erscheinung entspricht die soziale Monotonie. Als Alfred Döblin 1941 in die Vereinigten Staaten emigrierte, schrieb er über die „mörderische Häuserwüste“, die er im suburbanen Los Angeles vorfand: „man ist tatsächlich viel und ausgiebig im Freien hier, aber bin ich denn eine Kuh?“⁸ Suburbia also als landschaftsbezogenes, ruhiges Leben, das dem friedlich wiederkäuender Tiere auf der Weide gleicht. Viel offenes Grün, aber kein öffentlicher Raum.

Frauen wurden vornehmlich als Opfer der räumlichen Strukturen Suburbias wahrgenommen. Seit Betty Friedan in den 1960er Jahren die Unzufriedenheit von Frauen in den Vororten zum politischen Thema gemacht hat, war die Traurigkeit suburbaner Mütter und ‚grüner Witwen‘ auch in der Forschungsliteratur sprich-

⁵ Clemens Zimmermann und Jürgen Reulecke (Hrsg.), *Die Stadt als Moloch? Die Stadt als Kraftquell? Wahrnehmungen und Wirkungen der Großstädte um 1900*, Basel u.a. 1999.

⁶ Vgl. die Darstellung suburbaner Mythen im ersten Kapitel von Mark Clapson, *Invincible green suburbs, brave new towns. Social change and urban dispersal in postwar England*, Manchester und New York 1998, S. 1-22. Robert Fishman, *Bourgeois Utopias*, New York 1987 und Kenneth T. Jackson, *Grabgrass Frontier*, New York und Oxford 1985 sowie Mike Davis, *City of Quartz: excavating the future in Los Angeles*, London und New York 1990.

⁷ Für das amerikanische Beispiel haben Mike Davis und jüngst auch Robert M. Fogelson dabei vor allem die Rolle der Homeowner's Associations hervorgehoben: Davis, *City of Quartz* u. Robert M. Fogelson, *Bourgeois Nightmares*, New Haven und London 2005.

⁸ Zit. nach Mike Davis, *City of Quartz*, S. 34. ("Indeed, one is much and extensively in the open here – yet am I a cow?").

wörtlich. Räumlich isoliert, ohne nennenswerte soziale Bezüge, abgetrennt von der männerdominierten öffentlichen Welt der Stadt: Der suburbane Raum erschien als die gelungene Durchsetzung eines dichotomisierten Geschlechterentwurfs.⁹

In den letzten Jahren sind diese Stereotype zunehmend in Frage gestellt worden. Eine wachsende Anzahl von Forscherinnen und Forschern vor allem in England und in den Vereinigten Staaten wenden sich der lange kaum beachteten subjektiven Dimension des Lebens in Suburbia zu. Sie untersuchen Kommunikationsbeziehungen und Erfahrungsräume und statt Uniformität finden sie ein vielfältiges soziales Leben in Musikgruppen, Sportvereinen, Nachbarschaftskomitees und Kirchen, statt Orte der Isolation und Anomie aktive Gemeinden, statt Konformität die verschiedensten Formen der Selbstverwirklichung.¹⁰ In der neueren amerikanischen und englischen Forschung erscheinen auch Frauen nun stärker als kreative Teilnehmerinnen bei der Gestaltung suburbaner Lebenswelten.¹¹ In Suburbia waren es vor allem Frauen, die mit den Widrigkeiten des alltäglichen Lebens, von überfüllten Schulen bis zu Mängeln in der Bereitstellung öffentlicher Dienstleistungen zu kämpfen hatten. Frauen haben oft sehr erfolgreich ihre Nachbarschaften mobilisiert, um Verbesserungen in ihrem Umfeld zu erreichen, haben gemeinsame Kinderbetreuung und Kampagnen für die Sicherheit der Straßen organisiert, waren aktiv in Clubs und Vereinen, aber auch in der lokalen Politik. Sie gaben Stadtteilzeitungen heraus, organisierten Feste, sangen in Chören etc.: Im eigenen Leben war die suburbane Umwelt das Zentrum und die Stadt die Peripherie.

⁹ Jackson, *Grabgrass Frontier*, S. 244. Betty Friedan, *The Feminine Mystique*, New York 1963. Einen Überblick über die Debatte gibt Marc Clapson, *Suburban Century. Social Change and Urban Growth in England and the United States*, Oxford und New York 2003, S. 125-142.

¹⁰ Vgl. vor allem Mark Clapson, *Invincible green suburbs, brave new towns. Social change and urban dispersal in postwar England*, Manchester und New York 1998. Mark Clapson, *Suburban Century. Social Change and Urban Growth in England and the United States*, Oxford und New York 2003. Ann Forsyth, *Reforming Suburbia. The planned Communities of Irvine, Columbia and The Woodlands*, Berkeley u.a. 2005. Nicholas Dagen Bloom, *Suburban Alchemy. 1960s New Towns and the Transformation of the American Dream*, Columbus 2001. Cathy D. Knepper, *Greenbelt, Maryland. A Living Legacy of the New Deal*, Baltimore und London 2001. George A. Warner, *Greenbelt: The Cooperative Community*, New York 1954. Richard Harris und Peter J. Larkham (Hrsg.), *Changing Suburbs: Foundation, Form and Function*, London 1999. Rosaly Baxandall und Elizabeth Ewen, *Picture Windows. How the Suburbs Happened*, New York 2000.

¹¹ Etwa Veronica Strong-Boag u.a., *What Women's Spaces? Women in Australian, British, Canadian and US Suburbs*, in: Richard Harris und Peter J. Larkham (Hrsg.), *Changing Suburbs: Foundation, Form and Function*, London 1999, S. 168-186. Deborah Chambers, *A Stake in the Country: Women's experiences of suburban development*, in: Roger Silverstone (Hrsg.), *Visions of Suburbia*, London and New York 1997, S. 86-107. Sylvie Murray, *The Progressive Housewife: Community Activism in Suburban Queens 1945-1965*, Philadelphia 2003.

Wenig ist dagegen bekannt über das alltägliche Leben in den deutschen Vororten. Entwickelten sich hier ähnliche Lebensstile? Bildeten sich neue suburbane zivilgesellschaftliche Kulturen heraus? Boten die Vororte Frauen nur Einschränkungen oder auch Chancen?

Im Vordergrund der neueren amerikanischen und englischen Untersuchungen stehen geplante, meist in der gartenstädtischen Tradition stehende Siedlungen. Die sehr aktive deutsche Gartenstadtbewegung wird in der aktuellen angloamerikanischen Debatte allerdings so gut wie nicht wahrgenommen.¹² Die deutschen Entwicklungen in den Kontext der internationalen Debatten um Suburbia einzuordnen, ist Ziel meiner Untersuchung. Sie beschränkt sich dabei zunächst auf den Zeitraum seit dem Entstehen der deutschen Gartenstadtgesellschaft 1902 bis zum Ersten Weltkrieg, der in Deutschland die Hochphase gartenstädtischer Gründungen darstellte.¹³ In einer ersten umfassenden Bestandsaufnahme der deutschen Gartenstadtbewegung wurden bisher 79 Siedlungen mit den wichtigsten Strukturdaten in einer Datenbank erfasst.¹⁴

Da die zeitlichen Abläufe beiderseits des Atlantiks unterschiedlich waren, ist kein direkter Vergleich möglich. Während es in Deutschland schon ab Beginn des 20. Jahrhunderts zu Gartenstadt-Experimenten gekommen war, beschränkte sich in den Vereinigten Staaten die Auseinandersetzung mit den Ideen Howards lange Zeit auf die intellektuelle Diskussion unter progressiven Stadtplanern und Architekten, allen voran Lewis Mumford, Catherine Bauer und Clarence Stein. In den Vereinigten Staaten wurde erst am Ende der zwanziger Jahre versucht, die Ideen Howards in konkrete Siedlungspläne umzusetzen. Die Hochphase gartenstädtischer Gründungen lag um die Jahrhundertmitte.

Trotz, oder vielleicht sogar wegen dieser Unterschiede scheint mir der Blick über den Atlantik – der nicht nur ein retrospektiver ist, sondern schon die zeitgenössischen stadtplanerischen Debatten prägte – wichtig. Bei aller Internationalität der planerischen Debatten fanden die realen Entwicklungen in spezifischen nationalen Narrativen statt, erfuhren unterschiedliche kommunale wie staatliche Förder-

¹² Es ist bezeichnend, dass in dem Band von Stephen Ward, *The Garden City*, nur ein älterer Aufsatz von Gerhard Fehl zu NS-Raumplanungskonzepten enthalten ist: Gerhard Fehl, *The Nazi Garden City*, in Ward, *The Garden City introduced*, S. 88-106.

¹³ Nach dem ersten Weltkrieg wurde der Gartenstadtgedanke mehr und mehr absorbiert von den unterschiedlichen Reformbewegungen des Kleinsiedlungsbaus. Zudem wurde die Bezeichnung zunehmend inflationär als bloßes werbewirksames Etikett für das Wohnen im Grünen am Stadtrand verwendet.

¹⁴ Erfasst werden u.a. Lage, Typ (sozialer Wohnungsbau, privatwirtschaftliches Verwertungsinteresse, Industriesiedlung etc.), Planungsbeginn, Bauträger (Genossenschaft, private Investoren, Stadt, Staat), Gemeinschaftseinrichtungen und Öffentliche Gebäude (Schulen, Kindergärten, Waschhäuser, Gemeindezentren, Büchereien, Kirchen, Museen etc.), Verkehrsinfrastruktur.

ungen und waren eingebunden in verschiedene urbane Konfigurationen und gesamtgesellschaftliche Rahmenbedingungen. Gerade weil die Gartenstadtbewegung sich im hohen Maß als eine internationale Bewegung verstand, die sich im ständigen Wechselspiel gegenseitiger Wahrnehmungen entwickelte, ist es umso interessanter, auch die Bedeutung der jeweiligen nationalen Gegebenheiten herauszuarbeiten.

Bekanntermaßen wollte Ebenezer Howard mit seinem Entwurf der Gartenstadt ein Lösungsmodell anbieten für die akuten sozialen, hygienischen und ökologischen Probleme der industrialisierten Städte seiner Zeit.¹⁵ Gleichzeitig wollte er eine Antwort finden auf die mit den Anfängen der Zersiedelung einhergehenden Probleme. Die rapiden Verbesserungen der Transportsysteme und Kommunikationstechnologien Ende des 19. Jahrhunderts hatten den stadtnahen Raum weit für die Besiedelung geöffnet und die vormals klaren Grenzen zwischen Stadt und Land aufgelöst. Die um sich greifende Zersiedelung bedrohte das Land ebenso wie die Stadt in ihren Grundlagen, zerstörte sie doch die jeweiligen Vorteile, die mit dem Leben auf dem Land bzw. in der Stadt jeweils verbunden waren.¹⁶ Howard sieht diesen Prozess als unumkehrbar an. Sein Ziel war aber, den „Kriegszustand“ zwischen Stadt und Land in eine „glückliche Ehe“ zu verwandeln, in der die jeweiligen Vorteile des Lebens auf dem Land bzw. in der Stadt in einer neuen Siedlungsform, der Gartenstadt, harmonisch miteinander verbunden würden.¹⁷

Die Gartenstadt dachte sich Howard als ein kompaktes Gemeinwesen, das möglichst viele Funktionen – Wohnen, Arbeiten, Kultur, Konsum, Erholung – in sich vereinen sollte. Die lokalen Bezirke, in die die Stadt unterteilt war, bildeten mit multifunktional nutzbaren Gemeinschaftseinrichtungen und öffentlichen Grünanlagen die Basis des öffentlichen Lebens. Howard war aber klar, dass sich in der in jeder Hinsicht immer mobiler werdenden modernen Welt das soziale Leben nicht auf den lokalen Bezirk der Nachbarschaft begrenzen läßt, sondern sich – und darin liegt das eigentlich Innovative seines Ansatzes – zunehmend auf mehreren Ebenen abspielen würde. Sobald eine Stadt eine gewisse Größe erreicht hatte, sollte anstelle weiterer Zersiedelung, durch einen Grüngürtel voneinander getrennt, eine neue Stadt gegründet werden, bis schließlich ein ganzes Cluster von Satelliten entstünde. Eine gut ausgebaute und differenzierte Verkehrsinfrastruktur – eine ringförmige

¹⁵ Sein Buch „To-Morrow“ ist gerade in einer vorzüglichen Edition neu erschienen: Peter Hall, Dennis Hardy und Colin Ward (Hrsg.), *To-Morrow. A Peaceful Path to Real Reform*, London 2003.

¹⁶ Vgl. Howards berühmte Grafik „Die drei Magneten“ in: Hall, Hardy und Ward (Hrsg.), *To-Morrow*, S. 24.

¹⁷ Vgl. ebd. Howard denkt dabei, dies wird oft übersehen, von der Stadt her, und sein Blick auf das Land ist letztlich ein kolonialistischer. Er wollte der zunehmenden Zerstörung der Landschaft Einhalt gebieten, aber es war vor allem die Idee der Stadt, die er mit seinem Entwurf retten wollte.

Eisenbahn, Straßen und Wasserwege – sollten die Städte untereinander verbinden und den leichten Austausch von Waren, Menschen und Ideen ermöglichen. Nicht die einzelnen Städte mussten nach Howards Vorstellungen sich selbst genügende Gemeinden sein, vielmehr erreichten sie ihr volles Potential erst im regionalen Verbund, den Howard ‚Social City‘ nennt. Gemeinsam sollten sie alle ökonomischen, sozialen und kulturellen Annehmlichkeiten einer Großstadt bieten.¹⁸

Damit greift Howards Entwurf weit über traditionale Stadt- und Raumvorstellungen hinaus. Er baut gerade nicht, wie dies häufig interpretiert wird, auf dem Gegensatz von Stadt und Land/Zentrum und Peripherie auf.¹⁹ In Howards großzügiger Vision regionalen urbanen Wohnens gibt es im eigentlichen Sinn kein Zentrum und keine Peripherie mehr. Die Städte bilden sozusagen nur die Knotenpunkte des Netzwerkes einer mobilen Gesellschaft, die sich auf verschiedenen Ebenen, im nachbarschaftlichen, lokalen wie regionalen Zusammenhang organisiert. Howard war einer der ersten, der die Dezentralisierung der Metropolen vorhergesehen und die Konsequenzen von Zersiedelung durchdacht hat. Kompaktheit im Sinn der traditionellen „europäischen“ Stadt war nach Howards Auffassung angesichts des Städtewachstums und der neuen Verkehrs- und Kommunikationsmöglichkeiten in den modernen Industriegesellschaften zur Illusion geworden. Die von Howard so genannte „Soziale Stadt“ als eine komplexe Struktur auf regionaler Ebene, war gedacht als der neue Ort von Urbanität und der Zivilgesellschaft. Sein Modell ist damit ausserordentlich anschlussfähig an die heutigen Diskussionen um „Postsuburbia“ und „Postmetropolis“.²⁰ Zentral in diesen Diskussionen ist die Annahme, dass die im konventionellen Sinn kompakte Stadt als zentraler Ort durch die modernen Verkehrs- und Kommunikationstechnologien zunehmend obsolet wird und an ihre Stelle neue, dezentrale Strukturen treten. In dieser Perspektive scheint Howards Entwurf, der im doppelten Sinn die Idee der europäischen Stadt „aufhebt“, geeignet zu sein, aktuelle Problemlagen in längerfristige urbane Entwicklungsprozesse einzuordnen.²¹

¹⁸ Vgl. die Grafik „Social City“ in Hall, Hardy und Ward (Hrsg.), To-Morrow, S. 158.

¹⁹ In den Vereinigten Staaten gilt Jane Jacobs als wichtigste Kritikerin des Howardschen Entwurfs. Sie sieht in Howard den Promoter eines rückwärts gewandten, stadtzerstörerischen Utopia. Obwohl ihr Buch eine nahezu komplette Unkenntnis des Werks Howards offenbart, ist es bis heute ausgesprochen einflussreich; vgl. Ward, The Howard Legacy, S. 230. Robert Fishman vertritt teils eine ähnliche Position wie Jacobs (Robert Fishman, The American Garden City: Still Relevant?, in: Ward, The Garden City, S. 146-164, hier S. 164), eine differenziertere Position aber in Robert Fishman, The Bounded City, in: Parsons, From Garden City to Green City, S. 58-66, hier S. 58.

²⁰ Vgl. etwa Edward W. Soja, Postmetropolis. Critical Studies of Cities and Regions, Oxford 2000, und Saskia Sassen, The Global City, New York 2001.

²¹ Die Verbindung von Stadtgeschichtsforschung und zeitgenössischer urbaner Entwicklungen hat jüngst Friedrich Lenger angemahnt, vgl. Friedrich Lenger, Einleitung, in: ders., und Klaus Tenfelde (Hrsg.), Die

Versteht man Howards Entwurf als ideales Modell, ist, wie häufig betont wird, nie eine Gartenstadt gebaut worden. Die Geschichte der internationalen Gartenstadtbewegung ist eine Geschichte von unterschiedlichsten Interpretationen, selektiven Adaptionen und zahlreichen Veränderungen im internationalen Transfer.²² Howard selbst erwartete, dass sich sein Entwurf im Prozess der Umsetzung verändern würde, denn seine Idee basierte nicht auf einer verdinglichten Vorstellung von Stadt. Diese definierte sich bei ihm nicht in erster Linie über ihre baulichen Merkmale, sondern über die in ihr ablaufenden sozialen Prozesse. „Die Stadt ist das Symbol der Gesellschaft“, hat er in „To-morrow“ geschrieben.²³ Wichtiger als die detailgenaue Umsetzung seines Modells war ihm die soziale Praxis. Es ist daher nicht angemessen, die Realität der meist suburbanen Gartensiedlungen lediglich als Schwundstufe eines idealen Modells zu disqualifizieren, wie dies häufig in der deutschen Gartenstadt-Literatur geschieht.²⁴ Wichtiger als die Architektonik scheint mir die Untersuchung der sozialen Praxis zu sein, die sich in den gartenstädtischen Siedlungen entwickelte.

Die Frage des „Civic design“, d. h. inwieweit zivilgesellschaftliches Engagement durch die bauliche Gestaltung gefördert werden kann, ist seit Beginn des 20. Jahrhunderts ein wichtiger Topos stadtplanerischer Debatten. In den letzten Jahren hat vor allem der New Urbanism diese Frage wieder aufgenommen.²⁵ Den planerischen Debatten stehen allerdings erstaunlich wenige Studien gegenüber, die untersuchen, was eigentlich passiert, nachdem die Planer und Architekten ihre Arbeit mehr oder

europäische Stadt im 20. Jahrhundert. Wahrnehmung – Entwicklung – Erosion, Köln u.a. 2006, S. 1-21, hier S. 2.

²² Stephen Ward, *The Garden City introduced*, in: Stephen Ward (Hrsg.), *The Garden City. Past, Present, Future*, London 1992, S. 1-27. Eugenie Birch, *Five Generations of the Garden City: Tracing Howards Legacy in Twentieth-Century Residential Planning*, in: Parsons und Schuyler (Hrsg.), *From Garden City to Green City*, S. 171-200, zeichnet die verschiedenen Adaptionen der Gartenstadtidee im internationalen Transfer nach.

²³ Hall u.a., *To-Morrow*. Vgl. a. Robert Beevers, *The Garden City Utopia. A Critical Biography of Ebenezer Howard*, New York 1988.

²⁴ Vgl. etwa Walter Pahl, *Die Gartenstadt. Visionen und Wirklichkeit am Beispiel der Gartenstädte Dresden-Hellerau und Mannheim*, Mannheim 2000. Frank Jost, *Roter Faden „Gartenstadt“*. Stadterweiterungsplanungen von Howards garden city bis zur „Neuen Vorstadt“, Berlin 1999. Axel Schollmeier, *Gartenstädte in Deutschland. Ihre Geschichte, städtebauliche Entwicklung und Architektur zu Beginn des 20. Jahrhunderts*, Münster 1988. In der Tendenz ähnlich, wengleich differenzierter: Thomas Krückemeyer, *Gartenstadt als Reformmodell: Siedlungskonzeption zwischen Utopie und Wirklichkeit*, Siegen 1997. Zur deutschen Gartenstadtbewegung vgl. a. Franziska Bollerey, Gerhard Fehl und Kristiana Hartmann (Hrsg.), *Im Grünen wohnen – im Blauen planen. Ein Lesebuch zur Gartenstadt*, Hamburg 1990 u. Kristiana Hartmann, *Deutsche Gartenstadtbewegung. Kulturpolitik und Gesellschaftsreform*, München 1976.

²⁵ Ward, *The Garden City introduced*, u. Bodenschatz und Schönig, *Smart Growth*.

weniger erfolgreich abgeschlossen haben. Meine Untersuchung geht dagegen davon aus, dass letztlich nicht das Vorhandensein oder Fehlen von öffentlichen Einrichtungen, Gebäuden und Plätzen (wie etwa Bibliothek, Museum, Kirche, Schule, Kindergarten, Gemeindezentrum, Waschhaus, Gemeinschaftsküche, kommunaler Nutzgarten, Gaststätte, Park etc.) über Erfolg oder Scheitern eines städtebaulichen Entwurfs als zivilgesellschaftliches Projekt entscheidet. Ausgehend von einem Raumbegriff, nach dem einerseits räumliche Strukturen soziales Handeln beeinflussen, Raum andererseits aber auch im sozialen Handeln entsteht²⁶, scheint es mir wichtiger, die Lebensstile anzuschauen, die sich – aufgrund des Vorhandenseins bzw. trotz des Fehlens von Gemeinschaftseinrichtungen – entwickelten, d.h. den öffentlichen Raum als Ergebnis von sozialen Interaktionen, Aneignungen und Konflikten zu begreifen, die nicht zuletzt geschlechterspezifisch konnotiert waren.

Folgende vorläufige Thesen lassen sich aus der bisherigen Bestandsaufnahme der Gartensiedlungen beiderseits des Atlantiks ableiten: Trotz der unterschiedlichen Entstehungskontexte entwickelte der Alltag in den gartenstädtischen Siedlungen beiderseits des Atlantiks eine ähnliche Eigendynamik. Getragen vom Pioniergeist hochmotivierter Bewohnerinnen und Bewohner entstand hier wie dort ein reges soziales Leben, auch wenn Gemeinschaftseinrichtungen aus Geldmangel oder anderen Gründen beim Bau der Siedlung häufig auf der Strecke blieben. Die wichtigsten Organisationsform waren dabei sowohl in Deutschland als auch in den Vereinigten Staaten Kooperativen, d.h. Zusammenschlüsse zur gegenseitigen Selbsthilfe. Auf dieser Basis wurde der gemeinsame Großeinkauf von Konsum- und Haushaltsartikeln organisiert, wurden Läden geführt, Kinderkrippen eingerichtet, lokale Zeitungen gegründet und vieles andere mehr.

In den deutschen Gartensiedlungen des frühen 20. Jahrhunderts waren die Bewohner stärker als in den Greenbelt-towns der Vereinigten Staaten von vorneherein in den Planungs- und Gestaltungsprozess einbezogen. Bewohnerwünsche wurden häufig in Versammlungen anhand von Zeichnungen, Plänen und Modellen oder durch allgemeine Befragungen geklärt. Vor allem spielten Eigenleistungen in der deutschen Entwicklung eine größere Rolle, d. h. es waren in der Regel in Selbsthilfe gebaute, von Spar- und Baugenossenschaften getragene Siedlungen. In den Vereinigten Staaten waren es in der Regel private Bauentwickler, die eine Siedlung fertig planten, bauten und vermarkteten. Der Typ des philanthropischen Unter-

²⁶ Vgl. Martina Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt am Main 2001. Zu den verschiedenen Dimensionen des öffentlichen Raums vgl. Tilman Harlander und Gerd Kuhn, *Renaissance oder Niedergang? Zur Krise des öffentlichen Raums im 20. Jahrhundert*. In: *Stadt macht Platz – NRW macht Plätze*. Hrsg. von der Initiative StadtBauKultur NRW, Düsseldorf 2004, S. 6-13.

nehmers spielte dabei aber sowohl in den Vereinigten Staaten als auch in Deutschland eine wichtige Rolle. Berühmte Beispiele hierfür sind James Rouse, der Bauherr der New Town Columbia, Maryland, oder Karl Schmidt, der Gründer des Dresdner Gartenvororts Hellerau.

Die Frage bleibt zu untersuchen, ob sich unter den Siedlern eine Art Festungsmentalität ausbildete und sich das Engagement nur auf das eigene Wohnumfeld bezog oder welche überlokalen Vernetzungen es gab. In Hellerau oder dem Berliner Gartenvorort Falkenberg zogen manche Veranstaltungen tausende Besucher aus Dresden bzw. Berlin an. Veranstaltungen in Falkenberg wurden von der Freien Volksbühne und der Reinhardt Bühne mitgetragen. Die deutsche Erstaufführung von Eisensteins „Panzerkreuzer Potjemkin“ fand hier statt. Natürlich sind Hellerau und Falkenberg die „Leuchtturmprojekte“ unter den Gartenvororten. Aber inwiefern sie wirklich Ausnahmen waren, muss erst noch geklärt werden. Die Beispiele deuten jedenfalls an, dass es in die Irre führt, die Kultur in den Gartenvororten als anti-urban zu bezeichnen. Vielmehr werden hier neue Raumbezüge von Urbanität deutlich und die Aktivitäten ihrer Bewohner zeigen, dass die Zivilgesellschaft auch in den Vororten ihren Platz haben konnte.²⁷

In Anlehnung an Thomas Sieverts möchte ich daher die gartenstädtischen Siedlungen als „Experimentierfelder der Moderne“ bezeichnen.²⁸ Sie waren Räume für neue Lebensweisen, die in der Stadt aus ökonomischen oder politischen Gründen schwieriger oder nicht durchzusetzen waren. Im Gegensatz zur Stadt und zum Dorf mit ihren durchstrukturierten und reglementierten öffentlichen Räumen war der Vorort ein offener „Möglichkeitsraum“, der mit neuen, eigenen Bedeutungen besetzt werden konnte.²⁹ War die Stadt traditionell der Ort gewesen, sich neu zu erfinden, verlagert sich dieser Ort hier an den Stadtrand. Suburbanisierungsgeschichte war in diesem Sinn auch Emanzipationsgeschichte.

Natürlich endet die Geschichte der deutschen Gartenvororte nicht nach dem Ersten Weltkrieg. Viele Gründungen der ersten Phase existieren über alle politischen und kulturellen Systembrüche bis heute fort. Dass bereits in der Weimarer Zeit nicht nur kulturelle Avantgardebewegungen, sondern auch radikal-völkische Ideen und Projekte in den gartenstädtischen Siedlungen beheimatet waren, wird häufig übersehen. Bereits 1910 war etwa der völkische Publizist Bruno Tanzmann,

²⁷ Die Teilnahme an der jährlichen Labor-Day Parade in Greenbelt, Maryland ist bis heute für viele demokratische Politiker des Washingtoner Establishments ein politisches „must“. Vgl. die Liste der Teilnehmer auf www.greenbelt.com.

²⁸ Thomas Sieverts, Die Kultivierung von Suburbia, in: Walter Siebel (ed.), Die europäische Stadt, Frankfurt am Main 2004, S. 85-91.

²⁹ Cf. Walter Siebel, Einleitung: Die europäische Stadt, in: Siebel (Hrsg.), Die europäische Stadt, Frankfurt 2004, S. 11-50, hier 49.

der ein Anhänger der völkischen Gartenstadtidee von Theodor Fritsch war, nach Hellerau gekommen und hatte eine Buchhandlung und eine „deutschbewußte“ Wanderschriftenzentrale eröffnet sowie einen völkischen Lesering gegründet, der zum Treffpunkt der neu organisierten völkischen Szene wurde.³⁰ 1912 siedelte der Buchhändler Ernst Kraus in Hellerau, der die genossenschaftlichen „Mitteilungen aus Hellerau“ redaktionell betreute. Unter dem Namen Georg Stammler wurde er einer der wichtigsten völkischen Schriftsteller Deutschlands. Wie groß die Anhängerschaft der völkischen Szene in den deutschen Gartenvororten war, ist jedoch bislang noch weitgehend unerforscht.

**Dr. Gisela Mettele, Deutsches Historisches Institut, Washington D.C.,
gisela.mettele@phil.tu-chemnitz.de**

³⁰ Die Bedeutung der völkischen Variante der Gartenstadtidee für die deutsche Gartenstadtgesellschaft ist noch weitgehend unerforscht. Auch die Monographie von Dirk Schubert, *Die Gartenstadtideologie zwischen reaktionärer Ideologie und pragmatischer Umsetzung. Theodor Fritschs völkische Variante der Gartenstadt*, Dortmund 2004, geht nur am Rand auf die reale soziale Praxis in den Gartenstädten ein. Ähnlich Fehl, *The Nazi Garden City*, der vor allem auf nationalsozialistische Raumplanungskonzepte eingeht.

Amerikanische Einflüsse auf den Wiederaufbau westeuropäischer Städte nach dem Zweiten Weltkrieg

Eine Antwort auf die Frage, ob es US-amerikanische Einflüsse auf den Wiederaufbau westeuropäischer Städte nach dem Zweiten Weltkrieg gegeben hat, ist konfrontiert mit den allgemeinen Problemen einer Analyse sogenannter "Amerikanisierung".¹ Sie muss differenziert ausfallen, nämlich verneinend hinsichtlich direkter Einflüsse auf die Grundzüge von Architektur und Städteplanung (1), was mit den bereits in der Zwischenkriegszeit intensiven europäisch-(US-)amerikanischen Austauschbeziehungen auf diesen Feldern erklärt werden kann (2), während die ambivalenten Wahrnehmungen der amerikanischen Stadt aus Sicht der europäischen Fachöffentlichkeit im ersten Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg durchaus die Faszination für einzelne Elemente der Planungen und Realisierungen jenseits des Atlantik erkennen lassen (3).

Europäischer Wiederaufbau

Die Planungen für den Wiederaufbau westeuropäischer Städte setzten in der Regel bereits unmittelbar nach den jeweiligen Zerstörungen durch deutsche oder alliierte Bombardierungen aus der Luft oder infolge von Bodenkämpfen ein. Als kleinster Nenner lässt sich die Orientierung an der seit der Jahrhundertwende formulierten Vision einer gesunden, gegliederten und aufgelockerten Stadt festhalten.²

Die größten Schäden hatte im Westen Europas das Gebiet der späteren Bundesrepublik aufzuweisen; viele Städte wiesen hier einen Zerstörungsgrad von über 50 und bisweilen über 80 Prozent auf, während die Beispiele total oder weitgehend zerstörter Städte in den westeuropäischen Ländern – etwa Rotterdam in den Nieder-

¹ Vgl. Philipp Gassert, Amerikanismus, Antiamerikanismus, Amerikanisierung. Neue Literatur zur Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte des amerikanischen Einflusses in Deutschland und Europa, in: Archiv für Sozialgeschichte. 39, 1999, S. 531-561.

² Vgl. Werner Durth und Niels Gutschow, Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940-1950, Bd. Braunschweig und Wiesbaden 1985, S. 285-287, mit einigen Hinweisen auf europäische Städte.

landen, das englische Coventry, Sheffield, Plymouth, Hull und Bristol, in Frankreich Le Havre und Lille, Bari in Süditalien und einige andere – nicht sehr zahlreich sind. Zu einem Symbol wurden die Angriffe mit V-2-Raketen auf den Osten Londons kurz vor dem Ende des Krieges. Zwar waren Frankreich und Belgien im Ersten Weltkrieg erheblich stärker zerstört worden als im Zweiten³, aber die Schätzungen zum Verlust von Gebäuden z.B. in Frankreich und Italien, jeweils etwa 5 Prozent⁴ (gegenüber 20 bis 25 Prozent in Deutschland), und der Rückgang oder sogar Stillstand der zivilen Bautätigkeit während des Krieges hatten 1945 mindestens eine allgemein angespannte Wohnungslage selbst in neutralen Staaten wie der Schweiz oder Schweden zur Folge. Dies lässt eine Verwendung des Wiederaufbaus-Begriffs in einem weiteren – nicht nur auf die direkt zerstörten Gebäude bezogenen – Sinne zweckmäßig erscheinen.⁵

Der Wiederaufbau war die Stunde nationaler Selbstvergewisserung. Noch vor Kriegsende betonte die Stadtplanerin Catherine Bauer in einem Artikel, der zunächst für das *Architectural Review of London* geschrieben und dann für ein US-Publikum leicht revidiert worden war, dass Großbritannien in Sachen Nachkriegsplanung weiter vorn liege als die USA. Begründet wurde dies mit einem prinzipiellen kulturellen Unterschied. "The English Way" sei "too subtle and orderly to be understood by Americans who are used to tirades on every public issue".⁶ Das planerische Selbstbewusstsein folgte der offiziellen britischen Politik. Winston Churchill hatte bereits im März 1944 in einer Rundfunkrede erklärt: "Ich selbst mache das Gerede nicht mit, dass wir vor dem Kriege eine Nation von Slum-Bewohnern waren. (...) Das britische Volk wohnte besser als irgendein anderes auf dem Kontinent Europas und in vielen Gegenden der USA." Die Zerstörung von ca. einer Million Wohneinheiten gebe eine "prächtige Gelegenheit zum Wiederaufbau und zur Neuplanung".⁷ Wie in Deutschland war der Blick auf die Zerstörungen als

³ Pieter Uyttenhove, Continuities in Belgian Wartime Reconstruction Planning, in: Jeffrey Diefendorf (Hg.), *Rebuilding Europe's Bombed Cities*, Basingstoke und London 1990, S. 48-63.

⁴ Benevolo, *Geschichte der Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts*, Bd. 2, München 1964, S. 400 und S. 413; Vgl. einige Beiträge in Martin Körner (Hg.), *Stadtzerstörung und Wiederaufbau/Destructions and Reconstruction/Destruction et reconstruction*, Bd. 2, Bern, Stuttgart und Wien 2000, S. 289-291.

⁵ Georg Klemt, *Ausland, Wohnungswesen*, in: *Handwörterbuch des Städtebaues, Wohnungs- und Siedlungswesens*, hg. von Hermann Wandersleb in Verbindung mit Werner Ernst u.a., Bd. 1, Stuttgart 1959, S. 101-116; Georg Heyer/Georg Kühne, *Wohnungsbau im Ausland*, in: *Bau-Rundschau* 40, 1950, S. 234-236.

⁶ Catherine Bauer, *Planning is Politics...but...Are Planners Politicians*, in: *Pencil Points: progressive architecture*, New York, March 1944, S. 66-70, Zitat S. 68 f.

⁷ Übersetzung zit. nach Durth/Gutschow, S. 300; Dirk Schubert, *Stadterneuerung in London und Hamburg. Eine Stadtbaugeschichte zwischen Modernisierung und Disziplinierung*, Braunschweig und Wiesbaden 1997, S. 366.

Chance für einen modernen Wiederaufbau ein Blick von oben und „von außen“, sind doch „Zeiten der Krise in aller Regel Zeiten der Machthaber“⁸. Auch in Großbritannien hatten Konzepte eines modernisierenden Stadumbaus bereits vor den Zerstörungen in der Schublade gelegen. Die Planungen für ein neues Coventry waren nach dem Wahlsieg der Labour Party 1937 energisch in Angriff genommen worden, im Mai 1940 wurde die Ausstellung „Coventry of Tomorrow“ eröffnet. Die Bombardierungen am 14. November 1940 und 10. April 1941 wurden von den Planern als Chance aufgefasst, nun zu einer weit radikaleren Umsetzung übergehen zu können.⁹ Eben die enge Verbindung von städtebaulichen Konzepten und deren Realisierung wurde als britische Überlegenheit wahrgenommen.¹⁰ Hinsichtlich des städtischen Wohnungsbaus betraf dies den Umstand, dass nun in stärkerem Maße statt der traditionellen Houses (Reihenhäuser) Wohnungen in mehrstöckigen Mietshäusern (Flats) errichtet wurden und mit "Temporary houses" experimentiert wurde, um der Wohnungsnot effektiv zu begegnen. Zum anderen wurden die Renaissance der Gartenstadt-Tradition in der Konzeption eines Satelliten-Kranzes von acht New Towns 40 km um London und die Lösung der Verkehrspläne im County of London Plan 1943 und Greater London Plan 1944 weltweit bewundert.¹¹

Eine national autochthone Wiederaufbau-Tradition hatte auch Frankreich ausgebildet. In 90 übergemeindlichen Planungsräumen (Stand 1948) wurden Nachbarschaftseinheiten für die "Cité naturelle" (Jean Lebreton) konzipiert, eine Zentralbehörde wurde von einem Kreis von 14 Chefurbanisten beraten. Für die europäische Fachöffentlichkeit inspirierend wirkten die Auflösung von Verkehrsengpässen in großen Städten und der Bau von innerstädtischen Schnellstraßen ohne Bebauung – etwa die Pläne von Auguste Perret für Le Havre und für La Pallice-Rochelle

⁸ Andreas Ranft und Stephan Selzer, Städte aus Trümmern. Einleitende Überlegungen, in: Dies. (Hg.), Städte aus Trümmern. Katastrophenbewältigung zwischen Antike und Moderne, Göttingen 2004, S. 9-25, Zitat S. 23.

⁹ Friedrich Fischer, Coventry, in: Wiederaufbau der Innenstädte Kiel, Coventry, Lübeck. „Chancen und Pläne“. Dokumentation zur Ausstellung im Kieler Rathaus vom 16. Januar bis 4. März 1990. Hg. vom Baudezernat der Landeshauptstadt Kiel, Kiel 1990, S. 93-103; Tony Mason und Nick Tiratsoo, People, Politics and Planning: the Reconstruction of Coventry's City Centre, 1940-53, in: Diefendorf, Rebuilding, S. 94-113.

¹⁰ Davis Hinchcliffe, Die internationale Entwicklung der modernen Städteplanung, in: Die Neue Stadt 3, 1949, S. 261-263.

¹¹ Newton Aycliffe – ein neuer Stadttyp in England, in: Nordwestdeutsche Bauzeitung 2:17/18, 1950, S. 2; Peter Hall, Cities of Tomorrow. An Intellectual History of Urban Planning and Design in the Twentieth Century, Oxford 1988, S. 218-220 und S. 308; Schubert, Stadterneuerung, S. 361-363; vgl. auch (immanent architekturhistorisch) Thomas Dyckhoff, Die authentische Landschaft. Architektur und Staatsbürgerschaft im Nachkriegsengland 1945-1951, in: Vittori Magnago Lampugnani (Hg.), Die Architektur, die Tradition und der Ort, Stuttgart und München 2000, S. 111-143.

und Saint Dié von Le Corbusier, dem aus Genf stammenden Heros französischer Moderne, der immer wieder wortmächtig in die europäischen Debatten um die Zukunft des urbanen Lebens eingriff, um seine Idee der vertikalen Gartenstadt zu propagieren.¹² Für geistige Anleihen bei amerikanischen Kollegen findet sich zumindest kein direkter Beleg, wenngleich selbstverständlich auch die französischen Städteplaner die unter amerikanischer Beteiligung geführten Debatten im CIAM rezipiert hatten.

Der Wiederaufbau der von der deutschen Luftwaffe schwer getroffenen niederländischen Stadt Rotterdam scheint auf den ersten Blick am ehesten US-Einflüsse zu spiegeln, etwa moderne Hochhäuser oder die großzügig angelegte Ladenpromenade Lijnbaan (J.H. van den Broek/J.B. Bakema, gebaut 1952/53) als zeitgenössischer Tempel des Konsums. Allerdings gab es Hochhäuser in Rotterdam schon seit der Zwischenkriegszeit, und hinsichtlich des Shopping Centre ist als wesentlicher Unterschied zu ähnlichen Planungen in den USA festzustellen, dass es sich hier nicht um einen Supermarkt auf der "grünen Wiese" außerhalb der Metropole, sondern um eine Stätte der Kommunikation innerhalb der Stadt handeln sollte.¹³ In der offiziellen Broschüre "Rotterdam – Sinnbild der Wiedergeburt Hollands" von 1957 wurde der Stolz, durch den Wiederaufbau die "modernste Stadt Europas" geworden zu sein, mit der abgrenzenden Aussage verbunden, dass die niederländische Metropole doppelt so alt wie New York sei.¹⁴

Im westlichen Teil Deutschlands, wo die USA partiell über direkte administrative Kanäle verfügte, wurde die Konzeption des städtischen Wiederaufbaus lokalen Politikern überlassen.¹⁵ Als eine gewisse Ausnahme ist lediglich West-Berlin als exquisi-

¹² Le Corbusier, Die Gartenhochstadt, in: Die Neue Stadt 2, 1948, S. 68-72; Otto Schütz, Wiederaufbau in Frankreich, in: Die Neue Stadt 2, 1948, S. 275-278 (hier die Wiedergabe einiger Pläne); Hans Eckstein, Architektur und Städtebau in Frankreich, in: Die Neue Stadt. 4, 1950, S. 56-57.

¹³ Shopping Center "Lijnbaan" in Rotterdam, in: Bauen und Wohnen. 10, 1955, S. 55-59; E.R.M. Taverne, The Lijnbaan (Rotterdam): a Prototype of a Postwar Urban Shopping Centre, in: Diefendorf, Rebuilding, S. 145-154.

¹⁴ Deutschsprachige Ausgabe: Hans Reinhardt, Rotterdam – Sinnbild der Wiedergeburt Hollands, hg. vom Presse- und Informationsamt Rotterdam, o.O. 1957; C. van Traa (Red.), Rotterdam. Der Neubau einer Stadt. Mit einem Vorwort von Bürgermeister G.E. van Walsum. Deutsche Bearbeitung: Rolf Italiaander, Rotterdam o.J.; vgl. Cor Wagenaar, Welvaartsstad in wording. De Wederobbow van Rotterdam 1940-1952, Rotterdam o.J.; Eric de Lange, Sober en solide.De wederopbouw van Nederland 1940-1955, Rotterdam 1965.

¹⁵ Jeffrey M. Diefendorf, America and the Rebuilding of Urban Germany, in: ders. u.a. (Hg.), American Policy and the Reconstruction of West Germany 1945-1955, Washington D.C. 1993, S. 331-352, hier S. 331; Werner Durth, Architektur als Medium der Politik, in: Detlef Junker (Hg.), Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges, Bd. I: 1945-1968, Stuttgart und München 2001, S. 730-741, hier S. 732.

tes Schaufenster der "freien Welt" anzusehen.¹⁶ Selbst das Wirken von deutschen Exilanten, die sich nun im Auftrag der US-Behörden in die deutsche Diskussion einmischten, musste nicht als genuin amerikanischer Einfluss wahrgenommen werden. Der Kölner Oberbürgermeister Robert Görlinger formulierte in seinem Geleitwort zur Werkbund-Ausstellung 1949, so wie Deutschland in den zwanziger Jahren die hier erarbeiteten Gedanken dem Auslande weitergereicht habe, empfangen es nun von dort die Ergebnisse der Weiterentwicklung zu seinem eigenen Nutzen wieder zurück.¹⁷ Höhepunkt war in dieser Hinsicht der Deutschland-Besuch des US-Exilanten Walter Gropius im Sommer 1947¹⁸, dessen "neues Exil-Bauhaus" als Brücke zwischen deutscher Moderne-Vergangenheit und der modernen US-Gegenwart fungierte.¹⁹ Für diejenigen Modernisten, die sich davon energische Fürsprache im Blick auf eine radikale Stadtplanung versprochen hatten, stellte der Besuch eine gelinde Enttäuschung dar. Gropius empfahl zum einen zentrale Planung, zum zweiten suburbanes Wohnen in Flachbauweise mit Bildung von Nachbarschaftseinheiten und, zum dritten die Linderung der Wohnungsnot durch Fertighäuser.²⁰

Als Faktor direkten US-Einflusses wird bisweilen das ECA-Programm²¹ für Mustersiedlungen im Rahmen der Marshall-Plan-Hilfe erwähnt, das 1951/52 durchgeführt wurde. Zahlreiche Städte hatten sich beworben, 15 wurden schließlich ausgewählt und erhielten für ihre Bauvorhaben von jeweils 200 bis 300 Wohnungen insgesamt 37,5 Millionen DM. In der Jury saßen zwar neben acht deutschen fünf amerikanische Vertreter, aber letztere hielten sich hinsichtlich architektonischer Fragen demonstrativ zurück. Die teilnehmenden Architekten waren ausnahmslos Deutsche, ging es doch ausschließlich darum, mit möglichst geringem Mitteleinsatz

¹⁶ Jeffrey M. Diefendorf, Der amerikanische Einfluss auf den Städtebau in Westdeutschland, in: Junker, USA, Bd. I, S. 889-898, hier S. 894 f.

¹⁷ Werkbund Ausstellung: Neues Wohnen. Deutsche Architektur seit 1945, Köln 1949.

¹⁸ Reginald R. Isaacs, Walter Gropius. Der Mensch und sein Werk, Berlin 1984, Bd. 2, S. 952-954; vgl. Jeffrey M. Diefendorf, From Germany to America: Walter Gropius and Martin Wagner on Skyscrapers and the Planning of Healthy Cities, in: Cordula Grewe (Hg.), From Manhattan to Mainhattan: Architecture and Style as Transatlantic Dialogue, 1920-1970 (Bulletin of the German Historical Institute 2/2005), Washington D.C., S. 29-50, hier S. 39 f.;

¹⁹ Paul Betts, The Authority of Everyday Objects. A Cultural History of West German Industrial Design, Berkeley u.a. 2004, S. 13 f.

²⁰ Bericht von Professor Walter Gropius für General Lucius D. Clay, den Militärgouverneur für Deutschland (US-Zone), in: Bau-Rundschau 38, H. 9/10, 1948, S. 76-80; vgl. auch Karl Bonatz, Anmerkungen zu den Presseinterviews mit Professor Gropius im Titania-Palast am 22. August 1947, in: Neue Bauwelt 35, 1947, S. 550; Gropius und das neue Frankfurt, in: Die Neue Stadt 2, 1947, S. 128-129; Rudolf Hillebrecht, Gespräch mit Gropius, in: Bau-Rundschau 38, 1948, S. 129-160 und 413-421.

²¹ ECA = Economic Cooperation Administration. Vgl. zur ECA John Killick, The United States and European Reconstruction, 1945-1960, Edinburgh 1997; David W. Ellwood, Rebuilding Europe. Western Europe, America and Postwar Reconstruction, London und New York 1992.

einen optimalen Effekt zur Linderung der Wohnungsnot zu schaffen und damit ein erfolgreiches Vorbild für den Wiederaufbau zu geben, das im Kalten Krieg propagandistisch auszustrahlen vermochte.²²

Europäisch-amerikanische Verbindungen in Architektur und Städtebau

Spätestens seit der Weltausstellung von 1893 in Chicago gab es intensive transatlantische Fachdebatten, die trennscharfe Unterscheidung eines europäischen versus amerikanischen Stils der Moderne war spätestens in der Zwischenkriegszeit nicht mehr möglich. Allenfalls lässt sich festhalten, dass das auf Nachbarschaft und Hochhaus zentrierte amerikanische Image, in Europa publizistisch bekannt gemacht etwa durch den deutschen Stadtplaner Werner Hegemann²³, zumindest in der Fachwelt weniger ausstrahlte als der umgekehrte Ideenstrom über den Atlantik. An erster Stelle ist der *brain drain* führender deutscher Vertreter des Neuen Bauens in den 1930er Jahren zu erwähnen.²⁴ Das erzwungene Exil von Walter Gropius, Martin Wagner, Mies van der Rohe, Marcel Breuer und einigen anderen wurde von der Fachwelt als kultureller Gewinn für die USA angesehen. Die Re-Etablierung der modernistischen Richtung als "New Bauhaus" und zahlreiche Ausstellungen von den späten 1930er bis zu den frühen 1950er Jahren, bei denen sich als strategische Achse die Verbindung von Bauhaus-Vertretern mit der Architekturabteilung des Museum of Modern Art (MOMA) in New York ergab²⁵, zeigen das große Interesse an der deutschen Zwischenkriegsmoderne in den USA. Bisweilen wurde in Westdeutschland nach dem Zweiten Weltkrieg stolz darauf verwiesen, dass der moderne

²² Philipp Rappaport, Städtebau und ECA, in: Hermann Wandersleb (Hg.), Neuer Wohnbau. Neue Wege des Wohnungsbaues als Ergebnis der ECA-Ausschreibung, Ravensburg 1952, S. 47-51, Zitat S. 47; vgl. Ulrich Höhns, "Neuaufbau" als Hoffnung, "Wiederaufbau" als Festschreibung der Misere, in: Bernhard Schulz (Hg.), Grauzonen – Farbwelten. Kunst und Zeitbilder 1945-1955, Berlin 1983, S. 85-104, hier S. 86-88. Ähnliche Bemühungen galten Österreich; vgl.: Österreich baut auf. Wieder-Aufbau & Marshall-Plan, hg. vom Technischen Mueum Wien, Wien 2005.

²³ Gerd Albers, Amerikanische Einflüsse auf die deutsche Stadtplanung, in: Ursula von Petz, "Going West?" Stadtplanung in den USA – gestern und heute, Dortmund 2004, S. 11-21, hier S. 12-14; Ursula von Petz, Lernen vom Anderen: Der Städtebau in Deutschland im Dialog mit den USA zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in: dies., "Going West?", .S. 22-38, hier S. 22 f., 30-32.

²⁴ Vgl. als Überblick Bernd Nicolai, Architektur, in: Claus-Dieter Krohn u.a. (Hg.), Handbuch zur deutschsprachigen Emigration 1933-1945, Darmstadt 1998, Sp. 691-705.

²⁵ Zur Bauhaus-Ausstellung im MOMA 1938 vgl. Isaacs, Walter Gropius, Bd. 2, S. 871-873; eine erste Ausstellung zum "International Style" fand dort 1932 statt; die strategische Bedeutung der MOMA-Architekturabteilung für die Durchsetzung des International Style hob bereits die Herausgeberin des ersten Nachkriegskatalogs zur US-Architektur hervor: Elisabeth Mock (Hg.), In USA erbaut 1932-1944, Wiesbaden o.J. (Januar 1944), S. 5-8.

Baustil in den USA als "German Style" bezeichnet werde.²⁶ Diese Aussage, die darauf aufmerksam machte, dass es sich beim Neuen nur um die eigene betagte Moderne handle, lässt sich auf eine europäische Ebene heben, denn der *brain drain* in die USA betraf zwar Deutschland in besonderem Maße²⁷, aber auch der ungarische Bauhaus-Lehrer László Moholy-Nagy und andere namhafte Architekten aus europäischen Ländern waren in die USA gezogen, etwa die Österreicher Joseph Urban (bereits 1911) und Richard Neutra, der 1923 als Assistent bei Frank Lloyd Wright, dem prominentesten amerikanischen Architekten begann²⁸, oder die Finnen Eliel Saarinen und Alvar Aalto, so dass die Rede von den europäischen Ahnen der US-Architektur eine partielle Berechtigung besaß.²⁹ Zudem sollte man nicht allein auf die direkte räumliche Verlagerung des Arbeitsplatzes blicken, sondern auch die zahlreichen Vortrags- und Informationsbesuche einbeziehen, die etwa Le Corbusier 1935 zu einer Vortragstournee in die USA führten und dem Vorkämpfer der Moderne dort ein interessiertes Publikum boten, während er selbst tief skeptisch gegenüber der amerikanischen Gesellschaft blieb.³⁰ Die transatlantischen Verbindungen wurden zwar seit Ende der 1930er Jahre brüchiger, aber rissen nie gänzlich ab.³¹ Über den Zweiten Weltkrieg hinweg behaupteten die europäischen Architekten und Stadtplaner, etwa die niederländischen Vertreter des Neuen Bauens, ihre führende internationale Rolle.³² Selbst in der Hochhausdebatte hatte es bedeutende europäische Beiträge gegeben. Nachdem in den frühen 1920er Jahren auf den Reißbrettern mancher Architekten ganze Hochhausstädte entstanden waren³³, ging man ein Jahrzehnt später in einigen Ländern zur Praxis über. Nach der ersten Wohnhochhausbebauung "Cité de la Muette" in Drancy in der Nähe von Paris (1932/33) entstanden kurz darauf in Rotterdam jene neunstöckigen Laubengang-Scheiben-

²⁶ Deutsche bauen im Ausland, in: Bau-Rundschau 38, H. 7/8, 1948, S. 58-64; Brigitte D'Ortschky, Wie wohnt der Amerikaner?, in: Baumeister 48, 1951, S. 252-254, Zitat S. 254.

²⁷ Bernd Nicolai, Exil – Akkulturation – Kulturtransfer. Prolegomena zu einer Professionsgeschichte der deutschsprachigen Architekten in der Emigration 1930-1960, in: Ders. (Hg.), Architektur und Exil. Kulturtransfer und architektonische Emigration 1933 bis 1950, Trier 2003, S. 5-13.

²⁸ Matthias Boeckl (Hg.), Visionäre & Vertriebene. Österreichische Spuren in der modernen amerikanischen Architektur, Berlin 1995.

²⁹ Vgl. Architektur und Wohnform. Fachliche Mitteilungen für den Architekten und Raumkünstler (AuW) 60, H. 2, 1951/52, S. 9-11, hier S. 9.

³⁰ Vgl. Norbert Huse, Le Corbusier in Selbstzeugnissen und Dokumenten, Reinbek 1976, S. 137; Stanislaus von Moos, Le Corbusiers „Paranoia“. Eine Reise nach New York, in: Nicolai, Architektur und Exil, S. 61-71.

³¹ Siegfried Giedion (Hg.), Dix Ans d'Architecture Contemporaine, Zürich 1951; CIAM – Ein Jahrzehnt moderner Architektur, in: AuW. 63, H. 4, 1955, S. 25-32; Benevolo, Geschichte, Bd. II, S. 168-170.

³² Karl Augustinus Bieber, So baut man in den Niederlanden, in: AuW. 61, H. 4, 1953, S. 13-20.

³³ Zur Geschichte der Hochhäuser in Deutschland vgl. Marianne Rodenstein (Hg.), Hochhäuser in Deutschland. Zukunft oder Ruin der Städte?, Stuttgart 2000.

hochhäuser (1933/34) sowie ähnliche Bauten³⁴, mit denen wie erwähnt beim dortigen Wiederaufbau eine eigene Moderne zitiert werden konnte. In der Debatte nach dem Zweiten Weltkrieg wurde deshalb von den Protagonisten der "modernen, hochgebauten Großstadt" auf deren europäische Traditionen verwiesen³⁵, mitunter mit der Ergänzung, "Hochhaus-Kernstädte nach amerikanischem Muster" seien allerdings "um jeden Preis" zu vermeiden.³⁶ Auf der anderen Seite triumphierten die zahlreichen Gegner dieser Bauform für Wohnzwecke, die anführten, dass selbst in den USA der Wolkenkratzer mittlerweile von den Fachleuten abgelehnt werde.³⁷ Insofern waltete eine merkwürdige Asymmetrie: Während in der Fachdebatte entweder die europäischen Traditionen des Wohnhochhauses oder die Ablehnung dieser Bauform in den USA hervorgehoben wurde, blieb das Wohnhochhaus jenseits davon in der Öffentlichkeit als Symbol des Antiamerikanismus von konservativer wie auch von kommunistischer Seite erhalten. In der westdeutschen Debatte wurde von Konservativen gern, weil unverfänglicher, die Amerika-Kritik des westlichen Auslands kolportiert. Der in der führenden französischen Zeitschrift *Architecture d'Aujourd'hui* erschienene Bericht eines Architekten, der an einer Besichtigungsreise in die USA teilgenommen hatte, fand in deutscher Übersetzung seinen Weg in die Zeitschrift *Baukunst und Werkform*. In diesem Artikel finden sich alle Klischees von der "architektonischen Verlogenheit und dem schlechten Geschmack" der Amerikaner, der sich in Chicago "ebenso scheußlich und leidenschaftlich" entfalte wie in New York.³⁸ Im Lehrbuch "Organische Stadtbaukunst" von Bernhard Reichow wurden die US-Städte schlicht als Phänomene der "Vermassung" ins Bild gesetzt.³⁹ In der kommunistischen Kritik wiederum, die sich in der SBZ und DDR besonders radikal gerierte, verbanden sich Invektiven gegen die "Amerikanisierung des Stadtbildes" mit der Ablehnung eines westlich konnotierten "Formalismus".⁴⁰

³⁴ Präsentiert wurden sie in Deutschland erstmals in Bau-Rundschau. 37, H. 1, 1947; vgl. zahlreiche Beispiele früher europäischer Hochhäuser in: Bruno Flierl, Hundert Jahre Hochhäuser. Hochhaus und Stadt im 20. Jahrhundert, Berlin 2000.

³⁵ Helmuth Conradi, Großstädte der Zukunft. Grundsätzliche Betrachtungen zum Wiederaufbau, in: Baumeister. 43:5, 1946, S: 51-54, Zitat S. 53.

³⁶ Otto Völckers, Wohnhochhäuser?, in: Bauen und Wohnen 2, 1947, S. 203-212, Zitat S. 206.

³⁷ Stadtplanung in USA. Weg vom Wolkenkratzer, in: Bauen und Wohnen. 5, 1950, S. 542; vgl. Strömungen in der modernen amerikanischen Architektur, in: AuW 56, H. 1/2, 1948, S. 2; außerdem: Kommen wir zum vielgeschossigen Wohnungsbau?, in: Baumeister. 48:3, 1951, S. 183 (Verfasser der Notiz: Rudolf Pfister).

³⁸ Raymond Lopez, Eine Reise in die USA, in: Baukunst und Werkform 10:7, 1957, S. 381-387, Zitate S. 381 und S. 382.

³⁹ Bernhard Reichow, Organische Stadtbaukunst, 2 Bde., Braunschweig 1948/49, Bd. 1, Abb. 9 und Bd. 2, Abb. 30.

⁴⁰ Andreas Schätzke, Zwischen Bauhaus und Stalinallee. Architekturdiskussion im östlichen Deutschland

Im Kalten Krieg gab es zwar keine direkten administrativen Maßnahmen, wohl aber enorme Anstrengungen der USA, den eigenen way of life auch im Blick auf Architektur und Städtebau zu propagieren – durch großzügige Einladungen europäischer Experten in die USA, durch aufwendige Ausstellungen, die in europäischen Städten gezeigt wurden, durch theoretische Schriften und die Publikation unzähliger Beispiele moderner Architektur und Städteplanung in den Fachzeitschriften. Es ist zu fragen, ob diese Bemühungen vor dem Hintergrund des bisher Ausgeführten überhaupt keinen Effekt gehabt haben.

Moderne Stadtplanung und Architektur, die eine neue Stufe komfortablen Wohnens ermöglichen würden, waren zunächst einmal keine Angelegenheit der US-Auslandspropaganda, sondern ein Versprechen an die eigenen Soldaten, bei siegreicher Rückkehr belohnt zu werden, wie man es aus vielen Kriegen kennt.⁴¹ In dieses Versprechen wurden seit dem Kalten Krieg auch die westlichen Länder eingeschlossen. Mindestens die "Urbanisierungsdynamik"⁴² schien eine gemeinsame transatlantische Dimension zu besitzen. Die US-Kulturpropaganda war in dieser Perspektive nicht nur ein Appendix politisch-militärischer und wirtschaftlicher Strategien, sondern als eigenständiger Faktor mit diesen eng verknüpft. Die Präsentation der luxuriös wirkenden "Pavilions of Plenty"⁴³ auf internationalen Ausstellungen stellte einen sehr wichtigen Beitrag im Kalten Krieg dar.⁴⁴ Das US-Außenministerium und andere Stellen finanzierten z.B. sehr großzügig ausgestattete Sammlungen mit Büchern, Lichtbildern und Plänen zur US-Architektur, die 1950 von Botschaften und Kultureinrichtungen in Paris, Kopenhagen, London, Rom und anderen Städten präsentiert wurden.⁴⁵

Im Herbst des gleichen Jahres begann in Stuttgart die Tournee einer vom American Institute of Architects konzipierte Ausstellung "Amerikanische Architektur seit 1947" durch verschiedene europäische Städte. Die professionellen Betrachter beton-

1945-1955, Braunschweig und Wiesbaden 1991, ibs. S. 127-129.

⁴¹ Vgl. Donald Albrecht (Hg.), *World War II and the American Dream. How Wartime Building changed a Nation*, Washington D.C. und Cambridge (MA) 1995.

⁴² Clemens Zimmermann, Einleitung: Raumgefüge und Medialität der Großstädte im 20. Jahrhundert, in: ders. (Hg.), *Zentralität und Raumgefüge der Großstädte im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2006, S. 7-22, Zitat S. 9.

⁴³ Robert H. Haddow, *Pavilions of Plenty. Exhibiting American Culture abroad in the 1950s*, Washington D.C. und London 1997.

⁴⁴ Vgl. mit Bezug auf die Architekturpropaganda programmatisch Paul G. Hoffman, *Peace can be Won*, Garden City und New York 1951; Walter L. Hixson, *Parting the Curtain. Propaganda, Culture and the Cold War, 1945-1961*, New York 1998.

⁴⁵ Neue amerikanische Architekturbüchereien für Europa, in: *Bauen und Wohnen* 5, 1950, S. 244-245.

ten zum einen die stilistische Vielfalt in den USA und zum zweiten die prägenden Anregungen aus Europa – nicht zuletzt des Dessauer Bauhauses. Die Befürchtungen, dass "Amerika, das Land der Massenproduktion, nun auch einen Massenmenschen hervorbringen wird, der, fernsehsüchtig und in lauter gleichen Autos fahrend, in gleichartigen, auf dem Fließband hergestellten Häusern leben wird", hieß es in der offiziellen Begleitpublikation, seien zumindest übertrieben.⁴⁶ Im Übrigen sei das in der Ausstellung Gezeigte "auch drüben zum Teil noch neu. Doch was heute modern, ist morgen anerkannt und kommt übermorgen zu uns."⁴⁷ Damit wurde der Hinweis gegeben, die Ausstellung nicht als einfach als Widerspiegelung amerikanischer Realität, sondern als Verheißung einer gemeinsamen Zukunft zu sehen. Zudem wurden Phänomene moderner Stadtplanung in einer spezifischen Mischung mit traditionellen Ideen präsentiert, vor allem der Renaissance der Gartenstadtidee auch in den USA. Die Berichte über dortige planerische Bemühungen zur "Aufspaltung, Gliederung und Auflockerung" der Stadt betonten transatlantische Gemeinsamkeiten.⁴⁸

Die höchste Plausibilität besaß die Perspektive eines gemeinsamen Problemhorizonts hinsichtlich des vielzitierten "Verkehrsinfarkts" in den großen Städten und im suburbanisierten Umland.⁴⁹ Hier empfand man die USA als Lehrer und sich selbst als Schüler. In einem Artikel in der Zeitschrift *Die Neue Stadt* 1950 hieß es: "Die Amerikaner, die uns in diesen Dingen infolge ihrer starken Motorisierung stark voraus sind, bekämpfen ihre Verkehrsnöte und Unfälle mit den drei großen E: Engineering, Education, Enforcement – Ingenieursarbeit, Erziehung und Erzwingung der Verkehrsdisziplin."⁵⁰ Martin Wagners Planungen für Boston⁵¹ galten als wegweisend wegen ihrer gleichzeitigen "Menschenbezogenheit" und "Naturbezogenheit"⁵², wobei er selbst in seiner publizistischen Offensive für eine "Entmassung des Städtebaus" den europäischen Erfahrungshintergrund seiner Planungen in den USA hervorhob.⁵³ Die frühen 1950er Jahre waren die Hochzeit für Amerika-Reisen von

⁴⁶ Mary Mix, Die amerikanische Architektur der Nachkriegszeit, in: Amerikanische Architektur seit 1947, Stuttgart 1951, S. 7-13, Zitate S. 12; vgl. Ausstellung Architektur der USA seit 1947, in: Nordwestdeutsche Bau-Zeitung 2, Nr. 17/18, 1950, S. 1-2; Ausstellung amerikanische Architektur in der Berliner TU, in: Baumeister 48, 1951, S. 188.

⁴⁷ Architektur der USA seit 1947, in: Bau-Rundschau. 40, H. 21/22, 1950, S. 463.

⁴⁸ Heinz Arno, Großstadt hin – Großstadt her, in: Die Neue Stadt 3, 1949, S. 250-253, Zitat S. 250.

⁴⁹ John Kerigan, Amerikaner werden stadtmüde. Die wachsende Bedeutung der Stadtrandsiedlung in den USA, in: Bau-Rundschau 45, H. 5, 1955, S. 176.

⁵⁰ Kurt Leibbrand, Verkehr und Wiederaufbau von Städten, in: Die Neue Stadt. 4, 1950, S. 469-470, Zitat S. 469.

⁵¹ Martin Wagner, Der Neubau der City, in: Bau-Rundschau 38, H. 17/18, 1948, S. 129-159.

⁵² Wilhelm Seidensticker, Aufgaben des Städtebaues, in: Die Neue Stadt 5, 1951, S. 301-307, Zitate S. 301.

⁵³ Martin Wagner, Städtebau und Baubankrott, in: Baurundschau. 42, 1952, S. 241; vgl. Bernd Nicolai,

europäischen Fachleuten. Sie berichteten einhellig begeistert von den kreuzungs-freien Highways in und um die großen Städte⁵⁴. Allerdings wurde auch davor gewarnt, die Fehler in den USA, etwa die Zerstörung gewachsener Stadtstrukturen, nachzuahmen⁵⁵. Ambivalent blieben die Stellungnahmen zur Schaffung "neuer Lebensformen"⁵⁶ – Motels, Drive-In-Restaurants, Autokinos und nicht zuletzt Shopping Centers⁵⁷ – durch die Massenmotorisierung. Anfang der 50er Jahre, als die Prognosen in mancher Hinsicht unsicher waren – z.B. sagten einige Fachleute dem Hubschrauber mittelfristig eine wichtige Rolle im täglichen Stadtverkehr voraus⁵⁸ –, konzentrierte sich die Berichterstattung sehr stark auf den Bau von zentralen Busbahnhöfen in den Großstädten. Fasziniert zeigte man sich im Hinblick auf die mehrstöckige Anlage solcher Projekte, die allein Verkehrsempässe vermeiden ließe. In einem Bericht über Chicago hieß es: "Mehrgeschossige Lösungen werden auch in europäischen Städten durchgeführt werden müssen..."⁵⁹

Amerikanische Ausstellungen und Publikationen über Stadtplanung und Architektur wurden zwiespältig aufgenommen. Positiv hervorgehoben wurde häufig die Transparenz der Stadtplanung in den USA, das angebliche Fehlen einer Baubürokratie und die Beteiligung der Bürger auf der Ebene von Nachbarschaftseinheiten.⁶⁰ Hinsichtlich der Architektur findet sich eine ausführliche Berichterstattung über repräsentative Gebäude, häufig Hochhäuser, die Gelegenheit gaben, eine fortgeschrittene Bürotechnik – etwa hinsichtlich der Klimatisierung – zu präsentieren.⁶¹

„World-dynamite“ – Martin Wagner's (lost) years on (e)migration. Intellectual challenge and professional frustration in architectural Modernism and Town-Planning between Berlin, Istanbul and Harvard, in: Ders., Architektur und Exil, S. 145-155.

⁵⁴ Vgl. z.B. Unterlagen zur mehrmonatigen USA-Reise des Hamburger Bausenators Paul Nevermann 1951 in: Archiv der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, 11/N 2 und 11/N 3.

⁵⁵ Martin Wagner, Vernunft – Perspektiven im Städtebau, in: Die Neue Stadt, 4, 1950, S. 140-142.

⁵⁶ Hans Harmsen, Autobedingte neue Lebensformen in Amerika, in: Die Neue Stadt 7, 1953, S. 280 f.

⁵⁷ Entsprechende Projekte stellten einen Schwerpunkt der Architekturberichterstattung aus den USA dar; vgl. Günther Gottwald, Ein Warenhaus in Augusta (Georgia, USA), in: Die Neue Stadt 4, 1950, S. 49-56 (Übersetzung aus Architectural Forum); Neue Warenhausarchitektur?, in: Baumeister 48, 1951, S. 522-525; Matthi Schmölz, Blick über den Zaun auf Geschäfts- und Ladenbauten, in: Baumeister 49, 1952, S. 468-471, 620-623; Drei amerikanische Shopping Centers, in: Bauen und Wohnen 9, 1954, S. 223-227.

⁵⁸ Kurt Leibbrand, Der Maßstab der Verkehrsplanung, in: Die Neue Stadt 7, 1953, S. 258-263.

⁵⁹ Zentralstation für Überlandbusse in Chicago, in: Bauen und Wohnen 8, 1953, S. 495-497, Zitat S. 497.

⁶⁰ Vgl. Henry Churchill, The City is the People, New York 1945; Parcival & Paul Goodman, Communitas, Chicago 1947; Joseph Hudnut, Architecture and the Spirit of Man, Cambridge (MA) 1949; In Amerika gibt es keine Bau-Bürokratie, in: Baumeister 47, 1950, S. 102; Dirk Schubert, Die Renaissance der Nachbarschaftsidee – eine deutsch-angloamerikanische Dreiecks-Planungsgeschichte, in: von Petz, Going West, S. 120-154.

⁶¹ Vgl. etwa Walter Wurdemann/Welton Becket, Zwei neue Geschäftshäuser in Los Angeles, in: Die Neue Stadt 4, 1950, S. 170-177 (Übersetzung aus Architectural Forum); Günter Golz, Klimatisierung ame-

Das maßgeblich von Mies van der Rohe inspirierte "Curtain wall system", seit den späten 40er Jahren benutzt, fand in Europa mit einer geringen zeitlichen Verzögerung weite Verbreitung⁶², so dass bald sogar von "Rasteritis" gesprochen wurde. Sehr häufig abgebildet wurden in der Fachpresse einzeln stehende Wohnhäuser, die wegen der Freiheit der Grundrissgestaltung gelobt wurden; angesichts des Wohnraummangels in Europa mussten solche Aussagen zunächst als sehr ferne "Zukunftsmusik"⁶³ klingen. Aber mit dem fortschreitenden Wiederaufbau wurde ein Konsummodell verlockender, das um den Komfort und die moderne Ausstattung der eigenen vier Wände kreiste. Dies zeigte bereits das große Publikumsinteresse für die in Frankfurt am Main eröffnete Wanderausstellung "So wohnt Amerika" im August 1949.⁶⁴ Gerade die Wohnungsausstattung und technische Haushaltsgeräte ließen im Hinblick auf die Formgebung die europäischen Wurzeln amerikanischer Produkte betonen, wobei an erster Stelle die Bauhaus-Tradition und daneben der Einfluss des in den USA lebenden, aber in Frankreich geborenen Raymond Loewy immer wieder erwähnt wurde.⁶⁵ Das uns heute besonders skurril erscheinende Nierentisch-Design, Imagination einer sogenannten organischen Moderne im Haushalt und in den 1950er Jahren von einer Minderheit jüngerer urbaner Mittelschichten begeistert aufgenommen, war mitnichten eine westdeutsche, sondern eine Mode der gesamten westlichen Welt in vielfältig ausdifferenzierten Formensprachen. Eben diese Konstruktion einer westlichen Gemeinschaft lag im strategischen Interesse der USA.⁶⁶ In dieser Hinsicht war es z.B. geradezu erwünscht, dass in der Berichterstattung über die Messe CONSTRUCTA in Hannover 1951 neben der Präsentation der USA gleichermaßen die Beiträge aus den Niederlanden, Frankreich und Spanien herausgestellt wurden⁶⁷ und dass sowohl die Triennale in Mailand

rikanischer Hochhäuser, in: Bauen und Wohnen, Jg. 6, 1951, S. 484; Vom Bauen in Amerika, in: Bau-Rundschau 43, H. 12, 1953, S. 455-457.

⁶² Adrian von Buttlar, "Germanic" Structure versus "American" Texture in German High-Rise Building, in: Grewe, From Manhattan, S. 63-86, hier S. 78.

⁶³ W. Lorch, Revolution in der Haustechnik, in: Baumeister 43, 1946, S. 27-28, Zitat S. 28; vgl. Paul Zucker, Nachkriegsarchitektur in den USA, in: AuW 61, H. 5, 1953, S. 21-24.

⁶⁴ Frankfurt, in: Bauen und Wohnen. 4, 1949, S. 589; zur Darstellung amerikanischer Wohnbedürfnisse vgl. Fritz Jaspert, Siedlungs- und Wohnungsbau in den USA, in: Bauen und Wohnen 7, 1954, S. 293-301.

⁶⁵ Max Hauschild, Moderne Küchen in Amerika, in: Die Neue Stadt 2, 1948, S. 372-374; Braun-Feldweg, Neues Hausgerät in USA. Ein Bericht über die Stuttgarter Ausstellung, in: Bauen und Wohnen 6, 1951, S. 343-347; Wilhelm Wagenfeld, Neues Hausgerät in USA, in: Baukunst und Werkform 4, 1951; Heinrich König, Neues Hausgerät aus USA, in: Die Neue Stadt 5, 1951, S. 242-247.

⁶⁶ Vgl. den informativen Aufsatz von Greg Castillo, Domesticating the Cold War: Household Consumption as Propaganda in Marshall Plan Germany, in: Journal of Contemporary History 40, 2005, S. 261-288.

⁶⁷ Das Ausland auf der CONSTRUCTA, in: Bauen und Wohnen 6, 1951, S. 389.

1957 wie die INTERBAU-Ausstellung in West-Berlin 1957/58 als westeuropäisch-amerikanische Ereignisse, als westlich konnotierte "Internationalität", inszeniert wurden.⁶⁸ Der westdeutsche Bundespräsident Theodor Heuss stellte befriedigt fest: „Die INTERBAU hat diesen schönen Entschluss der Freiheit, auch Architekten fremder Volkszugehörigkeit aufzufordern, wieder aufgenommen.“⁶⁹

Insgesamt wurden die amerikanischen Anstrengungen im Wohnungsbau einschließlich intelligenter Lösungen der Finanzierungsfragen respektvoll betrachtet, wobei über das starke Interesse am Eigenheim auf der einen Seite, über Programme zur Sanierung von Slums auf der anderen Seite ausführlich berichtet wurde⁷⁰. Die amerikanische Baumaschinen-Industrie war auf dem europäischen Markt erfolgreich, die "Weltausstellung der Bauindustrie" 1957 in Chicago demonstrierte die führende Position der USA.⁷¹ Häufig mischte sich allerdings ein kritischer Unterton in die Wiedergabe der quantitativen Erfolge der USA, sei das Gesicht der amerikanischen Städte doch nach wie vor sehr eintönig.⁷² Stereotyp hieß es immer wieder in diesem Zusammenhang: "Man scheut sich nicht, der Natur Gewalt anzutun."⁷³ Vor diesem Hintergrund stieß die wohl am meisten diskutierte Anregung aus den USA nach 1945, mit "prefabricated houses" der Wohnungsnot zu begegnen, nach anfänglicher Neugier sehr bald auf Skepsis und Kritik der Experten. Dabei begegneten sich einander partiell widersprechende Argumentationslinien: Die eine sprach den USA die Originalität der Idee ab, weil es Traditionen des vorfabrizierten Bauens in Europa, vor allem in England, Schweden und der Schweiz, aber auch in Gestalt der deutschen Baracken des Reichsarbeitsdienstes gebe. Die andere führte die Stimmen skeptischer US-Experten und amerikanische Statistiken an, die belegten, dass diese Rationalisierung auch auf der anderen Seite des Atlantiks nur ein

⁶⁸ Betts, Authority, S. 109-111.

⁶⁹ INTERBAU Berlin 1957. Amtlicher Katalog der Internationalen Bauausstellung Berlin 1957. Hg. von der Internationalen Bauausstellung Berlin GmbH, Berlin 1957, S. 13; Vgl. auch Hermann Wandersleb und Georg Günthert (Hg.), Neuer Wohnungsbau, Bd. 2, Ravensburg 1958.

⁷⁰ Rekord-Bauprogramm der USA, in: Bauen und Wohnen 2, H. 2, 1947, S. 70; Amerikanischer Wohnungsbau, in: Bauen und Wohnen 5, 1950, S. 600; Bernard Wagner, Wie die Amerikaner ihr Wohnungsproblem lösen, in: AuW 60, H. 5, 1952, S. 25-26; Rudolf E. Christ, Fazit einer Amerika-Reise deutscher Wohnungsbau-Fachleute, in: Bau-Rundschau 44, H. 6, 1954, S. 232; Sanierung des Stadtkerns von Sacramento, USA, in: AuW 63, H. 4, 1955, S. 9-12.

⁷¹ E. Stein, Baumaschinen im Export der USA, in: Die Bauwirtschaft 2, H. 2, 1951, S. 8-9 (genaue Exportdaten für einzelne europäische Länder); Bauwirtschaft 7, H. 41, 1956, S. 1223 und Bauwirtschaft 8, H. 6, 1957, S. 148 f.

⁷² Umbauprobleme in den USA, in: Bauen und Wohnen 6, 1951, S. 217-219; Als Städtebauer 100 Tage in den USA, in: Bau-Rundschau 43, H. 9, 1953, S. 334.

⁷³ Die Bauwirtschaft 5, H. 49, 1954, S. 1370.

schmales Segment des gesamten Baugeschehens erfasse⁷⁴. Gerade die Vorstellung eines Hauses vom Fließband transportierte die Ideologie einer anthropologischen Distanz des europäischen vom amerikanischen Menschen, der eben kein tiefes Heimatgefühl besitzen könne. Die Wohnung als vermeintlich beliebige Ware prägte – neben den Wolkenkratzern – das Bild von den USA. Die Vorstellung eines auf der Suche nach Glück von Stadt zu Stadt ziehenden Nomaden, bald sogar im rollenden Mobile Home, konnte für das breite westeuropäische Publikum nicht attraktiv sein.⁷⁵

Als Mahner vor dem amerikanischen Weg der Moderne zitierte man gern Autoritäten jenseits des Atlantiks. Abgesehen von jenen namhaften Repräsentanten der europäischen Moderne der 1920er Jahre, an erster Stelle Walter Gropius, die im Exil ihren radikalen Ideen abgeschworen hatten und nun Flachbauweise, Eigenheim und Nachbarschaftseinheiten propagierten, war es vor allem der amerikanische Architekt Frank Lloyd Wright (1867-1959), der bereits in der Zwischenkriegszeit in Europa mehr Anerkennung als im eigenen Land gefunden hatte. Seine utopisch-visionäre Schrift "Usonian", verfasst bei Kriegsende, wurde in Deutschland 1950 zweisprachig veröffentlicht. Großstadtfeindschaft, Gartenstadtidee, die Propaganda für eine "organische Architektur" und eine Auffassung von Demokratie als "Evangelium der Individualität", ein merkwürdiges Amalgam sozialistischer und liberaler Ideen, kam den europäischen Intellektuellen entgegen – eine Ausstellung seiner Architektur in Florenz, Zürich, Paris und München 1952 wurde zum gefeierten Ereignis.⁷⁶ Ähnliches Interesse galt Richard Neutra und seiner "sozialen" Architektur⁷⁷ sowie Alvar Aaltos Konzept eines "menschlichen Funktionalismus".⁷⁸ Die Kritik des prominenten US-Stadtsoziologen Lewis Mumford an der Tendenz zur Me-

⁷⁴ Die zahlreichen Stellungnahmen – vor allem in Baumeister, Bauen und Wohnen, Bau-Rundschau – brachen nach 1950 schlagartig ab.

⁷⁵ Hinrich Borbecker, Das amerikanische Wohnen. Abmerkungen anlässlich der Ausstellung "So wohnt Amerika" in Frankfurt am Main, in: Die Neue Stadt 3, 1949, S. 254-258; für die Zeit der 60er und 70er Jahre vgl. Gerhard Fehl, "Wohnungen vom Fließband". Wohnwagen in den USA – einige vergleichende Beobachtungen zur Rationalisierung der Wohnungsproduktion, in: Axel Schildt/Arnold Sywottek (Hg.), Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen seit dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt/M. und New York 1988, S. 584-626.

⁷⁶ Frank L. Wright, Usonian. When Democracy Builds, Berlin 1950 (Neuausgabe mit einem Nachwort von Bernd Nicolai, Berlin 1995); Henning Heinrich, Frank Lloyd Wright. 60 Jahre lebendige Architektur, in: Die Neue Stadt 6, 1952, S. 388-395.

⁷⁷ Richard Heyken, Richard Neutras soziale Architektur, in: Die Neue Stadt 4, 1950, S. 276-283; Richard Neutra, Amerikanische Architektur innerhalb eines Lebensalters, in: AuW 60, H. 5, 1952, S. 23-24.

⁷⁸ Vgl. den Abdruck der programmatischen Schrift aus dem Jahr 1940 in Vittorio Magnago Lampugnani (Hg.), Architekturtheorie des 20. Jahrhunderts. Positionen, Programme, Manifeste, Ostfildern-Ruit 2004, S. 162-164.

galopolis und seine eindringlichen Mahnungen für "menschliches Planen und Bauen" wurden gern zitiert, zumal sie sich gegen den streng rationalistischen Funktionalismus eines Le Corbusier richteten.⁷⁹

Was sich schließlich im "battle for contemporary architecture" (S. Giedion)⁸⁰ als Teil des Kalten Krieges in den westeuropäischen Ländern "von unten" allmählich durchsetzte, war nicht nur, bei weiter bestehenden Unterschieden diesseits und jenseits des Atlantiks, ein spezifisch moderner westlicher Architekturstil. Vielmehr spiegelte der Städtebau den generellen Trend einer transatlantischen und westeuropäischen Angleichung von modernen Lebensstilen und verlieh ihm, zuerst in den großen Städten, auch sein beispielhaftes Gepräge. Allerdings begann dieser Prozess zum einen nicht direkt nach dem Ende des Krieges, sondern mit einiger Verspätung, zum anderen basierte er nicht auf einer einlinigen „Amerikanisierung“, sondern vollzog sich auf der Basis älterer Traditionen transnationaler Austauschbeziehungen der Akteure des Städtebaus.

**Prof. Dr. Axel Schildt, Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg
schildt@zeitgeschichte-hamburg.de**

⁷⁹ Lewis Mumford, Gedanken über den Regionalismus, in: Die Neue Stadt 4, 1950, S. 456 (Auszüge aus: The Culture of Cities, 1948); ders., Der Nonsense von Marseille, in: Baukunst und Werkform 11, 1958, S. 27-32.

⁸⁰ Sigfried Giedion, A Decade of Contemporary Architecture. Ein Jahrzehnt moderner Architektur, ²Zürich 1954, S. 9; Nikolaus Pevsner, Europäische Architektur von den Anfängen bis zur Gegenwart, Neuausgabe München und New York 1994, S. 379-381.

R E Z E N S I O N E N

C H R I S T O P H B E R N H A R D T

Archiv für Sozialgeschichte, hg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, 46. Band 2006.

Innerhalb der sozialwissenschaftlichen Forschungsdebatte, die sich seit einiger Zeit wieder verstärkt Problemen von sozialer Ungleichheit, Segregation, Mechanismen von Ex- und Inklusion usw. in der Stadt zuwendet, bilden historische Analysen einen über die Disziplinengrenzen hinweg wichtigen Kristallisationspunkt. Der Jahrgangsband 2006 des Archivs für Sozialgeschichte liefert dazu mit seinem Schwerpunktthema „Integration und Fragmentierung in der Europäischen Stadt“ einen wichtigen Beitrag, der 15 Aufsätze, zwei Forschungsberichte und mehrere Rezensionen auf weit über 500 eng bedruckten Seiten umfasst.

Adelheid von Saldern sichtet in ihrer Einführung zunächst die Vielfalt von Begriffen und neueren Diagnosen, die derzeit eine zunehmende soziale Kluft zwischen verschiedenen Gruppen von Stadtbewohnern, wachsende Zahlen von „Ausgegrenzten“ in der „gespaltenen Stadt“ sowie scharfe sozialräumliche Polarisierungen registrieren. Sie skizziert auf breiter Literaturgrundlage die neueren Fragestellungen der Forschung, die z.B. kritisch hinter die ältere Segregationsdebatte blickt, um die jeweiligen konkreten Handlungsmöglichkeiten der Stadtbewohner, „Kommunikationsbrücken“ sowie deren „Kohäsionswirkung“ zu ermitteln (S. 4). Von Saldern umreißt als zentrale Schwerpunkte der aktuellen Debatten u.a. die „aktive Bürgerschaft“ in Zeiten des Rückgangs öffentlicher Interventionen, die ethnischen Minderheiten und ihre Integration, einzelne Felder der Kommunalpolitik wie z.B. die Armenfürsorge sowie die städtische Politik gegenüber „unliebsamen Personengruppen“. Schließlich verweist sie pointiert auf die Ambivalenzen von kompakter Raumstruktur und scharfen politisch-sozialen Exklusionen – so z.B. der Sozialdemokratie und der Juden – in der Geschichte der Europäischen Stadt und charakterisiert diese vorrangig als „imagined city“. Sie sei wesentlich eine „soziale Konstruktion mit einer stark ausgeprägten kulturellen Kodierung“ (S. 60) – eine Konzeptualisierung, die geeignet ist, die Debatte aus der „essentialistischen“ Sackgasse herauszuholen und die einer breiteren Diskussion wert ist.

Hervorzuheben sind von den Aufsätzen, die hier nicht alle einzeln angesprochen werden können, die Untersuchungen von Karl Ditt zu Energiepolitik und -konsum

in deutschen und britischen Städten 1880-1939, von Georg Wagner-Kyora zur Wiederaufbaupolitik nach 1945 in Braunschweig, sowie von Britta Lenz, Thomas Welskopp und Eva Kimmich über Ausgrenzung und Integration von Zuwanderern in deutschen, französischen und amerikanischen Städten.

Ditt stellt seine Analysen zur Gasindustrie, Elektrizität und Haushaltstechnik in den Kontext der Entwicklung einer Massenkongsumgesellschaft ab 1880 und fragt unter anderem danach, inwieweit sich die Konsummuster in deutschen und britischen Städten auf diesen Feldern annäherten oder ob der Vorsprung Großbritanniens bis zum Vorabend des Zweiten Weltkrieges anhielt. Im Ergebnis hält er eine relativ höhere Verbreitung von Gasanschlüssen in britischen, hingegen von Elektrogeräten in deutschen Städten fest. Wenn die neuen Geräte auch wesentlich in den Haushalten der Mittel- und Oberschichten zu finden waren, hätten gezielte Strategien wie z.B. Münzzähler oder Vermietung die Verbreitung auch in Arbeiterfamilien rasch gesteigert, so dass neben räumlichen Disparitäten auch teilweise soziale Konvergenzen bei Energiekonsum und Haushaltstechnik feststellbar sind.

Wagner-Kyora greift das Oberthema aus ganz anderer Sicht auf und widmet sich dem „Wiederaufbau“ der zerstörten deutschen Städte nach 1945 als Prozess eines „übergreifenden Sinnangebotes“ und Teil der „Herrschaftslegitimation“ des jungen westdeutschen Staates im Kontext breiter stadtbürgerlicher Teilhabe (S. 279). Am Fallbeispiel der Abrissdebatten um das Braunschweiger Schloss und einer neuen „Wiederaufbau“-Diskussion am Ende des 20. Jahrhunderts demonstriert er insbesondere die verschlungenen Wege städtischer Geschichts- und Identitätspolitik. Die Schlossruine wurde zunächst in der Wiederbegründung eines stadtrepublikanischen Selbstverständnisses, die geschichtspolitisch hochgradig selektiv vorging, diskursiv ausgegrenzt und 1960 abgerissen, doch schließlich ab 2001 die Fassade vor einer Shopping Mall teilweise wieder errichtet. Wagner-Kyora rekonstruiert überzeugend das langfristige Wirken eines „lokalpatriotischen“ Stadt- bzw. „Braunschweig-Bewußtseins“ im Rahmen bildungsbürgerlicher Traditionen und weist die starke, identitätsstiftende Rolle geschichtskultureller Bezüge in der räumlichen und politischen Stadtentwicklung nach.

Besonders zu begrüßen ist es, dass sich drei Aufsätze des Bandes mit der Thematik von Einwanderung, ethnischer Quartierskultur und Integration auseinandersetzen, die in der deutschen stadtgeschichtlichen Forschung nach wie vor zu wenig beleuchtet wird. Britta Lenz analysiert die Zuwanderung und Integration der „Ruhrpolen“ im Ruhrgebiet zwischen 1900 und 1939 und konzentriert sich auf das Vereinswesen, insbesondere die Sportvereine. Diese wirkten ganz als Transmissionsriemen im Wandel von einer „polnischen Subkultur“ zur langfristigen Integration der Zuwanderer. Vor allem die Fußballvereine hätten als Raum einer „milieuüber-

greifenden Jugendkultur“ (S. 203), aber auch als Aufstiegsmöglichkeiten für Funktionäre diesen Prozess befördert. Wie Lenz hebt auch Thomas Welskopp in seinem Aufsatz über Zuwanderung und Quartierskulturen in amerikanischen Großstädten der 1920er Jahre hervor, dass sich eine weitgehende soziale Integration vorwiegend in der zweiten oder dritten Zuwanderergeneration vollzog. Vor allem am Beispiel der „Territorialherrschaft“ und der „Gebietsmonopole“ von Gangstersyndikaten in der Zeit der Prohibition rekonstruiert er besondere Prozesse der Raumbildung im Spannungsfeld von Kriminalität und Strafverfolgung (S. 231-233). Hier bildete das illegale Alkoholgeschäft ein wichtiges Feld für soziale Aufstiegsprozesse und zugleich einen bedeutenden Faktor in der Umstrukturierung der Parteien zu „politischen Maschinen“, deren Bindungen an ethnische oder soziale Gruppen sich dabei lockerten (S. 219 und S. 247). Näher an der Gegenwart und stärker auf Phänomene des „Alltagsrassismus“ einerseits und der kulturellen Autonomie von Jugendlichen in französischen Vorstädten (banlieusards) andererseits analysiert Eva Kimmich das Spannungsfeld von Immigration und Integration. Sie streicht dabei die Rolle der vom Sozialen Wohnungsbau beförderten Segregation und die von den Medien gezeichneten „Phantombilder“ und des banlieusards als „Projektionsfigur“ (S. 515 und S. 532) heraus. In diesem sozial hochgradig polarisierten Spannungsfeld seien die Jugend-Musikkulturen des Hip-Hop und Rap ein wichtiges Kommunikationsmedium, die Musiker potentielle Vermittler zur Mehrheitsgesellschaft.

Mit diesen Hinweisen ist die Breite der Themen in dem Band nur angedeutet, zu dem Walter Siebel einen Artikel über theoretische Aspekte der Integration bei Marx, Luhmann, Simmel usw. sowie zum Wechselverhältnis von Segregation und Integration, und Bernd Hüppauf einen Aufsatz zu Stadtbildern als visuellen Konstruktionen urbaner Identität beisteuert. Als Kritikpunkt bleibt festzuhalten, dass die Aufsätze mit Ausnahme der Einleitung von Salderns das Oberthema „Europäische Stadt“ nicht methodisch-konzeptionell reflektieren, sondern sich auf Fallbeispiele von „Städten in Europa“ beschränken, die überwiegend aus Deutschland und Großbritannien stammen, während z.B. skandinavische und südeuropäische Städte gar nicht vertreten sind. Dafür werden hier die Facetten von städtischer Fragmentierung und Integration in einer Reichhaltigkeit und Perspektivenvielfalt abgehandelt, die sonst kaum zu finden ist.

Dr. Christoph Bernhardt, Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS), Erkner, Bernhardt@irs-net.de

Friedrich Lenger/Klaus Tenfelde (Hg.), Die europäische Stadt im 20. Jahrhundert. Wahrnehmung – Entwicklung – Erosion. (Industrielle Welt, Band 67). Köln, Weimar und Wien 2006.

Mit „Die europäische Stadt“ haben die Herausgeber dieses Bandes einen Titel gewählt, der als umstrittenes Schlagwort im Deutschland der Nachwendezeit städtebauliches Leitbild etwa bei der Umgestaltung des ehemals geteilten Berlin geworden ist. Friedrich Lenger und Klaus Tenfelde wollen jedoch mehr als ein Schlagwort historisieren, auch wenn dies in mehreren Beiträgen geschieht. Vielmehr versucht der Band darüber hinaus sozialhistorisch fundiert die europäische Stadt im 20. Jahrhundert zu verorten. In einer Zeit also, die – wie Lenger in der Einleitung bemerkt – von der lange auf Industrialisierung und „Modernisierung“ fokussierten Stadt- und Urbanisierungsforschung bisher vernachlässigt worden ist. Der Band ist aus einer Reihe von Tagungen hervorgegangen, die unter den Auspizien des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte zwischen 2001 bis 2004 abgehalten wurden. Wie bei dem bis in die 1980er Jahre reichenden Aufschwung der Stadt- und Urbanisierungsgeschichte in Deutschland ergänzen sich auch hier Sozialgeschichte und Stadtgeschichte beim Betreten neuer Wege.

Die Beiträge der zwanzig – übrigens ausschließlich männlichen – Wissenschaftler breiten thematisch wie geographisch ein breites Panorama aus, in dem tatsächlich nahezu alle Regionen Europas zumeist in vergleichenden oder transnational operierenden Beiträgen untersucht werden. Dabei werden gerade auch jene Regionen in den Blick genommen, die als „Grenzen Europas“ diskutiert werden: Manfred Hildermeier zeigt dabei immer wieder auch die vielfältigen Verflechtungen zwischen der Sowjetunion und Mitteleuropa auf, etwa in den Plänen des deutschen Architekten Ernst May für die stalinistische Modellstadt Magnitogorsk. Mit Andreas Eckerts Aufsatz über Urbanisierung und Apartheid in Südafrika und Lengers Beitrag über die Suburbanisierung in Nordamerika geht der Band jedoch auch über Europa hinaus. Amerika und Afrika werden hier jedoch nicht einfach als „das andere“ der europäischen Stadt gegenübergestellt; vielmehr kann gerade Eckert die vielfältigen planerischen wie personellen Verflechtungen zwischen Südafrika und Europa (hier: England) aufzeigen, mit denen Stadtplanung zu einem zentralen Instrument der Segregationspolitik wurde. Hier wird deutlich, wie gerade der explizit moderne Stadtplanungsdiskurs über die von Hartmut Kaelble konstatierte „europäische Öffentlichkeit“ hinauswirkte.

Die Bemühungen englischer Regierungen und Städteplaner seit der Zwischenkriegszeit, die imperiale Metropole zu „entdichten“ und langfristig zu entwickeln, werden mehrfach aufgenommen: Von der Gartenstadtbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts bis zur Schaffung von „New Towns“ in der Nachkriegszeit wurde hier, wie Dieter Schott und Dirk Schubert mit vergleichendem Blick auf Holland und Hamburg zeigen, ein ganzes Arsenal an urbanistischen Instrumenten entwickelt und zumindest ansatzweise umgesetzt, was auf Städteplanungen auf dem Kontinent immer wieder anregend wirkte. War die Schaffung und Bewahrung eines „Green Belt“ zentral für die Planung von London, so entwickelten niederländische Stadtplaner das Konzept einer aus den grossen Städten des Landes zusammengesetzten „Randstad“, die sich ringartig um ein „Green Heart“ vornehmlich agrarisch genutzter Landschaft legte. Dirk Schubert zeigt in seinem präzisen Beitrag, wie vereinheitlichend der Zweite Weltkrieg (der freilich nicht am „3. September 1939“ „ausbrach“!) auf die Transformationsprozesse in Hamburg und London zwischen 1940 und 1960 wirkte: Sozialer Wohnungsbau und überhaupt die staatliche Steuerung urbaner Entwicklungen wurden danach weder in Deutschland noch in England mehr wirklich in Frage gestellt. Schubert stellt für London wie Hamburg eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit alter Stadtteile gegenüber planerischen Eingriffen fest. Widerstandsfähig auf ihre Art waren auch die deutschen Stadtplaner: Hamburg war bereits vor dem Krieg ein Pilotprojekt für die nationalsozialistischen Pläne zur Neugliederung der Städte in rassistischem Sinne gewesen, die nach dem Krieg in planerischer und personeller Kontinuität fortgeführt und intensiviert wurden. Die „Siedlungszelle“ des Hamburger NS-Städteplaners Konstanty Gutschow wurde in der vermeintlich „unbelasteten“, in ihrer biologistischen Terminologie wie sprachlichen Unbeholfenheit jedoch klar weiterhin auf ihre Entstehung verweisenden Form der „Siedlungsknolle“ zum Kernbegriff der Nachkriegsplanung.

Die Aufhebung der räumlichen Segregation sozialer Schichten, die sich im 19. Jahrhundert ausgebildet hatte, war Ziel der Städteplanung in ganz unterschiedlichen politischen Systemen des 20. Jahrhunderts: Für die DDR und Polen zeigt dies Christoph Bernhardt, der aber auch betont, wie unterschiedlich die städtebaulichen Entwicklungen im sowjetischen Machtbereich trotz vereinheitlichender Ideologie verliefen. Während sich räumlich-soziale Segregationen in den Städten immer wieder aufs Neue zu etablieren vermochten, ist die Aufhebung des Stadt-Land-Gegensatzes eine der wesentlichen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts. Mit der von Klaus Tenfelde konstatierten „Urbanisierung des Landes und die Entgrenzung der Städte“ ist auch die Grundlage der alten, mit Industrie-feindschaft und Stadt-feindschaft einhergehenden antimodernen Zivilisationskritik entfallen. Diese war noch Grundlage der „Ruralisierungs“-Versuche des faschistischen Italien gewesen,

aber Wolfgang Schieder hebt hervor, dass auch das Mussolini-Regime letztlich auf starke Industriestädte angewiesen blieb. Freilich trat nach 1944, wie Christof Dipper zeigt, überhaupt nichts an die Stelle der monumentalisierenden Romplanungen Mussolinis, so dass die Planungen des faschistischen Regimes eine bemerkenswerte Langzeitwirkung entfalten konnten.

Langzeitwirkungen stellt auch Paul Nolte fest, der v.a. die mittelgrossen Städte in den Vordergrund stellt: Kontinuitäten seit dem 19. Jahrhundert seien für deutsche Städte bis heute prägend. Lenger wie Nolte betonen, dass das vielgenutzte Stichwort der „Suburbanisierung“ die Entwicklungen in Deutschland nicht präzise erfasst. Vor allem ist in Deutschland, anders als in Südeuropa, aber auch als in Amerika, die Siedlungsentwicklung weiterhin primär der öffentlichen Hand unterstellt. In Deutschland werden immer noch umfassende Stadtentwicklungsprojekte aufgelegt, wie Hartmut Häussermann sie vorstellt, aber der nahezu unbegrenzte Glaube an die Planbarkeit von Städten und Menschen, der in den west- und nord-europäischen Demokratien des 20. Jahrhunderts ebenso verbreitet war wie in faschistischen und kommunistischen Regimen, ist einer zunehmenden Selbstbeschränkung des Staates gewichen, der freilich weiterhin über vielfältige Rechtsinstrumente auf Stadtplanung einwirkt, wie sie Joachim Rückert sorgfältig seziert.

Trotz erheblicher Unterschiede in methodischer Herangehensweise, Stil und Länge der Beiträge (die zwischen 13 und 60 Seiten variiert!) weist der Band mit seinen vielfältigen Querbezügen ein für einen Sammelband erstaunlich hohes Mass an Konsistenz auf. Zu bedauern ist gerade deshalb das Fehlen eines Index. Dies ist bei Sammelbänden nicht selten, aber gerade bei diesem kompendienhaften Band schade, da er mit seinem interdisziplinären und mehrdimensionalen Zugriff Handbuchcharakter hat. Kommafehler (etwa auf S. 38, 174, 318, 360) und kleinere formale Malheurs (S. 58 oben) lassen sich wohl kaum ganz vermeiden; warum Paul Noltes konzise „Überlegungen zur deutschen Stadtgeschichte seit 1945“ und Martin Baumeisters Beitrag zu Masseneinwanderung und Öffentlichkeit in Turin und Barcelona im letzten, „Erosion der grossen Stadt“ überschriebenen Abschnitt stehen und nicht den „Entwicklungen der Nachkriegszeit“ zugeordnet werden, ist nicht recht einsichtig, wie überhaupt die teils systematische, weitgehend aber chronologische Gliederung des Bandes in vier Abschnitte (beginnend mit „Stadtentwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert“ und „Wahrnehmungen in Städten – Wahrnehmungen der Städte“) wenig überzeugt. Auf geschlechterspezifische Dimensionen der Stadtgeschichte wird nur am Rande eingegangen, während Segregation im gesamten Band vor allem anhand klassisch sozialhistorischer Kriterien definiert wird. Auch die internationalen Migrationsbewegungen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die eine so wichtige Rolle für Veränderungen in den Städten etwa Gross-

britanniens und Belgiens, Deutschlands und Frankreichs gespielt haben, bleiben im Band bis auf Paul Noltes Beitrag unberücksichtigt. Integrationsprobleme treten freilich auch bei Binnenwanderung auf, wie Baumeister mit Blick auf Italien und Spanien in der Nachkriegszeit hervorhebt.

Besonders überzeugt der Band in seiner Verknüpfung von Stadtgeschichte mit den politischen Entwicklungen und Brüchen sowie den sozialen und ökonomischen Prozessen, die das 20. Jahrhundert geprägt haben. Die Stadtgeschichte des Jahrhunderts wird hier nicht nur neu vermessen, sondern als wesentlicher Teil der europäischen Geschichte sichtbar. Tatsächlich zeigt dieser Band, welchen Beitrag gerade die Stadtgeschichte leisten kann, um den vielbeklagten Trend zur Aufspaltung historischen Arbeitens aufzuhalten, wenn sie unter Einschluss von Mikrohistorie und Erfahrungsgeschichte verschiedene Ebenen derart produktiv verzahnt.

**Dr. Thomas Biskup, Department of History, University of Hull,
t.biskup@hull.ac.uk**

Medien und Stadt

Im April 2007 bezog die „New York Times“ gegenüber dem Manhattaner Busbahnhof einen neuen, 52-stöckigen Redaktionsturm, der hunderte von Millionen Dollar kostete. Erstaunlich, wenn man bedenkt, wie schwierig sich das Anzeigengeschäft der amerikanischen Printmedien in den letzten Jahren entwickelt hat, erstaunlich auch, weil gerade die „Times“ sich wie kaum eine andere den digitalen Informationstransfers geöffnet hat. Nun sollen innerhalb des neuen Wolkenkratzers die Grenzen zwischen Print-, Online- und anderen Nachrichtenformen völlig aufgehoben werden, wofür geeignete physische Strukturen die entscheidende Voraussetzung sind – so ein dreistöckiger Newsroom. Der Turm ist zugleich ein Beitrag zur Erneuerung des verwahrlosten, umliegenden Stadtquartiers - und er ist ein Zeichen für die Bedeutung und den Führungsanspruch des Unternehmens selbst. Sinnfällig tritt hier die Beziehung zwischen dem physischen Raum der Stadt und den von ihr ausgehenden, in ihr gebündelten unsichtbaren Nachrichtenflüssen zutage.¹ Diese bündelten sich stets in Städten, wo koexistente, konkurrierende, miteinander in Beziehung stehende Medien gehäuft und durchaus sichtbar auftraten. Insoweit Medien die Funktion aufweisen, Stadträume ständig nach außen hin zu erweitern, stärken sie deren Zentralitätsfunktion, insoweit Medien Informationen verbreiten und den Zugang zu Kommunikationsnetzen verschaffen, weisen sie dezentralisierende Wirkungen auf. Sie sind nicht nur ein Teil urbaner Zivilisations- und Wirtschaftsgeschichte, sondern spielen auch für die Wahrnehmung von Stadt und für die kulturelle Aneignung städtischer Räume durch die Stadtbewohner eine historisch wachsende Rolle.

Wenn man zunächst von zwei Prämissen ausgeht, von der Stadt als einem verdichteten interpersonalen Kommunikationsraum einerseits, wo „Wissen“ in bestimmten Milieus zuhause ist, wo es face-to-face generiert wird und durch Kommunikationsmedien dann netzwerkartig ausgebreitet werden kann², sowie der Me-

¹ Das zweite Leben, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17. April 2007, 89; Gehobene Erwartung, in: Süddeutsche Zeitung, 18. April 2007, S. 15.

² Martina Heßler, Vernetzte Wissensräume. Zur Bedeutung von Orten in einer vernetzten Welt, in: Technikgeschichte 70 (2004), S. 235-253; dies., Stadt als innovatives Milieu – Ein interdisziplinärer For-

dialisierung dieses Raums andererseits, stellen sich verschiedene Fragen: Wie weit, - zumal unter den Bedingungen historisch unübersichtlicher werdenden, hoch differenzierten Stadträumen - und in welchen Phasen wurde interpersonale Kommunikation, auf der Grundlage welcher technischer Infrastrukturen medialisiert? Auf welchen analytischen Ebenen zeigt sich die Beziehung von Stadtraum und Medien? Wie stark lässt sich die Wirkungsbreite von Medien mit urbanen Standorten überhaupt auf einzelne Stadträume eingrenzen – man denke an Nachrichtenmagazine oder Fernsehprogramme, die ja auf eine übergreifende Öffentlichkeit zielen?

Zu den generellen Beziehungen zwischen Medien und Stadtraum gibt es keine allgemeine, etwa soziologische Theorie, an die man anschließen könnte. Zwar existieren hoch generalisierte Medientheorien, die vielfach jedoch einer empirischen Beweisführung entbehren. Man findet zwar immer wieder Hinweise auf die Art der Beziehungen, oft in Form von Metaphern und Analogien, wenn „Kino“ für das Spektakuläre der Stadt steht und für ihren Rhythmus, ein explizites Bemühen um kausale Modelle, die den komplexen historischen Wandel reflektieren, ist jedoch äußerst selten. Meist versichern sich geschichtswissenschaftliche Arbeiten, wenn überhaupt, solcher Modelle hoch selektiv, die daraus abzuleitende Begrifflichkeit wird eher heuristisch verstanden als dass man einfach ein Modell „anwenden“ möchte. Die Medienwissenschaften wiederum, wo ein Wirkungs- und Beziehungsmodell nach dem anderen generiert wird, sind ahistorisch angelegt. Vor allem beachten sie – bis auf Arbeiten zum Lokaljournalismus - den städtischen Raum nur wenig, und die Stadträume, die vor der Gegenwart liegen, überhaupt nicht. Wenn sich wiederum Stadthistoriker oder Literaturwissenschaftler den Themen der Stadtkritik oder der Darstellung von Stadt zuwandten, verzichteten sie meist auf eine Reflexion der grundsätzlichen medialen (und diskursiven) Vorbedingungen solcher Themen. Erst in den letzten Jahren geht man hier systematischer vor.

Angesichts des ungeheuer differenzierten, aber auch sehr aussichtsreichen Forschungsfeldes, das sich auftut, ist es zunächst nötig, sich über den Medienbegriff zu verständigen. Vielfach wird der Begriff, etwa in der Luhmann-Schule, nicht konkret, d.h. nur formal, über Relationen und jedenfalls zu weit gefasst. Konventionell wird unterschieden zwischen Publikumsmedien (vielfach auch als „Massenmedien“ bezeichnet) und Kommunikationsmedien (Telegraf, Telefon, Internet), die im Kontext neuerer, an Globalisierungspänomenen orientierten Arbeiten meist als „In-

schungsansatz, in: Neue Politische Literatur 47 (2002), S. 193-223. Ein Beispiel für die von Heßler postulierte Komplementarität von unmittelbarer und netzwerkartiger Kommunikation sind die im 20. Jahrhundert und gerade in der Gegenwart für die städtische Ökonomie immer wichtiger werdenden Messen, wo die Neuigkeiten an sich durch Medien wie das Internet zwar schon bekannt sind, der Kontakt zwischen Lieferanten und Kunden und die Wissensvermittlung auf Foren indes wichtig bleibt; Georg Giersberg, Die Kontaktbörsen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 72, 26. März 2007, S. 23.

formations- und Kommunikationstechnologien“ figurieren, was indes die Perspektive verschiebt, unter der sie betrachtet werden. Kriterien für „Medien“, wie sie hier untersucht werden, sind die technische Grundlage, der öffentliche Charakter, die Nutzung durch weit gefasste, aber abgrenzbare Publiken und die Funktion der Überwindung raumzeitlicher Distanz.³ Ferner ist klar, dass es die Nutzer nicht einfach mit Publikumsmedien als solchen zu tun haben, sondern mit bestimmten Produkten, Formaten und Textformen, die sich in ihren grundsätzlichen Eigenschaften und narrativen Konstruktionen deutlich voneinander unterscheiden, allerdings in verschiedenen dieser Medien auftreten, durch die sie wiederum modifiziert werden.⁴ Es macht einen Unterschied, ob ich einen Spielfilm zu Hause oder im Kino anschau und auch eine „Reportage“ wird aufgrund filmischer oder print-journalistischer Konventionen und Regeln unterschiedlich gestaltet. Bildreportagen sind eben nicht irgendwo, sondern im Kontext der illustrierten Publikumszeitschriften entstanden und erhielten hier eine gewisse Form, die auch in anderen Medien beibehalten wurde. Dass ihre Themen oft „städtisch“ waren (Elend und Fortschritt, Unordnung und Polizei, Massen und Prominenz) hängt wiederum damit zusammen, dass diese Zeitschriften in aller Regel in sehr großen Städten situiert waren. Andere spezielle Journale, wie Kunstzeitschriften, waren par excellence auf die urbanen Szenen bezogen, in denen künstlerische und kulturelle Innovation stattfand, und von dorthier erhielten sie ihre Stoffe und Impulse; die Szenen waren damit expliziter Gegenstand der Berichterstattung.⁵ Medialisierte Kommunikation in der Stadt (und über sie) spielte sich nicht in einheitlichen Öffentlichkeiten oder Diskursräumen ab.⁶ Im Zusammenhang von Stadtplanung etwa muss man zwischen den Diskursen von „Fachleuten“ und kommunalen Entscheidungsträgern im Kontext von z. B. Fachzeitschriften und Kongressen⁷, den Vorstellungen der jewei-

³ Vgl. den knappen Überblick bei Ralf Vollbrecht, Stichwort: Medien, in: Lothar Mikos/Claudia Wegener (Hrsg.), *Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch*, Konstanz 2005, S. 29-39.

⁴ So bei Döblins „Berlin Alexanderplatz“; der komplexe und heikle Roman wurde in einen harmonisierenden Spielfilm verwandelt, vgl. Peter Jelavich, *Berlin Alexanderplatz. Radio, Film, and the Death of Weimar Culture*, Berkeley/Los Angeles/London 2006.

⁵ Malcolm Gee, *The 'Cultured City': the Art Press in Berlin and Paris in the Early Twentieth Century*, in: Malcolm Gee/Tim Kirk (Hrsg.), *Printed Matters. Printing, Publishing and Urban Culture in Europe in the Modern Period*, Aldershot 2002, S. 150-173.

⁶ Adelheid von Saldern, *Stadt und Öffentlichkeit in urbanisierten Gesellschaften. Zugänge zu einem alten Thema*, in: *Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2000/II*, S. 3-15; Axel Schildt, *Stadt, Medien und Öffentlichkeit in Deutschland im 20. Jahrhundert. Ergebnisse der neueren Forschung*, in: ebd., 2002/I, S. 36-43.

⁷ Vgl. z.B. Denis Bocquet, *Les villes italiennes et la circulation des savoirs municipaux: esprit local et "Internationale des villes" (1860-1914)*, in: *Histoire et Sociétés. Revue européenne d'histoire sociale*, Nr. 21, 2007/I, S. 18-29.

ligen Organisatoren solcher Foren bzw. den Medienschaffenden selbst und den Erwartungen differenzierter Publiken unterscheiden, für die wiederum die Nutzung der Publikumszeitschriften maßgeblich war und ist.

Stadtkommunikation ist in hohem Grade von überlokalen Kategorien, Handlungszusammenhängen und eben durch Medien beeinflusst, die vielfach nicht nur einem Ort zuzurechnen sind, ohne dass man die Stadt deshalb auf die Rolle eines bloßen „Knotens“ räumlich ungebundener netzwerkartiger Beziehungen reduzieren sollte. Es gibt – dies ist hier die generelle These - einen historischen Kern ortsgebundener, d.h. städtischer Kommunikation (an privaten, halböffentlichen und öffentlichen Orten innerhalb der Städte), der für die gesamte Neuzeit relevant und auch im frühen 21. Jahrhundert ausgeprägt und von hoher gesellschaftlicher Wirkungskraft ist, bei dem konkrete, lokalisierbare Kommunikations- und Publikumsmedien eine genau beschreibbare Rolle spielen. Um diesen Kern des Themas soll es im Folgenden gehen.

Analyseebenen

Beim Thema „Medien und Stadtraum“ drängen sich, wie man gesehen hat, in kommunikationsgeschichtlicher Perspektive sehr viele Ansätze oder analytische Ebenen auf, über die diese Beziehung beschrieben werden könnte. In pragmatischer Absicht möchte ich mich auf drei dieser Ebenen beschränken. Es sind dies erstens Medien als Bauwerke, die im physischen Raum der Stadt sichtbar werden und Bedeutung gewinnen für die Ausdifferenzierung von sozialen Publiken, für die Wahrnehmung städtischen Raums und für die Stadtentwicklung im Allgemeinen; zweitens Medien als institutionelle Akteure in Stadtgesellschaften und als Akteure der Verstädterung⁸; drittens die medialen Repräsentationsfunktionen.⁹

Medien und physischer Raum

Die Medien werden, das zeigte schon das Beispiel der New York Times, durch Bauwerke in Städten sichtbar. Das Springer-Hochhaus oder der Fernsehturm am Alex-

⁸ Akteureigenschaften von Medien beziehen sich auf deren öffentliche und systemische Funktionen; eine nachhaltige und kausal eindeutige „Wirkung“ von Einzelmedien auf dazu nicht disponierte Individuen lässt sich hingegen nicht nachweisen.

⁹ Diese Aspekte orientieren sich an: Clemens Zimmermann, Stadt, Medien und Lokalität, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2002/II, S. 5-13; Mark Jancovich/Lucy Faire/Sarah Stubbings, The Place of the Audience. Cultural Geographies of Film Consumption, London 2003, S. 3-36 und Winfried Schulz, Reconstructing Mediatization as an Analytical Concept, in: European Journal of Communication 19 (2004), S. 87-101.

anderplatz im Nachkriegsberlin sind weitere Beispiele, welche durch die in Berlin besonders signifikant bedeutsame Systemkonkurrenz sehr prominent wurden. Verlags- und Zeitungshäuser prägten bis zum Zweiten Weltkrieg ganze Stadtteile, die großen Zeitungen residierten in besonderen Vierteln, so in Hamburg, London oder Berlin und präsentierten sich dort dem örtlichen Publikum, auch durch spektakuläre PR-Aktionen und ihre Annoncenbüros. Allerdings ging dann in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Bedeutung solcher zentraler innerstädtischer Orte zurück und viele Zeitungen verlagerten zumindest die Druckereien aus logistischen Gründen, wegen des wachsenden Raumbedarfs und der hohen Bodenpreise an den Stadtrand.¹⁰ Insbesondere das Kino stand mit der sich verändernden räumlichen Ordnung der Stadt und den Präferenzen und Bewegungsmustern des Publikums in sehr engem Zusammenhang. Die Nähe zu Verkehrsmitteln, zu etablierten Vergnügungs- und Einkaufsstätten bestimmte die Lage von Kinos, und diese wiederum wirkte sich auf die dort gezeigten Programme aus – und vice versa.¹¹ Im Übrigen waren stets bestimmte urbane Orte kommunikativ besonders relevant; durch allgemeinen gesellschaftlichen Wandel, aber auch im Zuge der Mediengeschichte veränderten sie ihre Bedeutung und Funktion.¹² So das Kino. Meist ging es, zumindest bis vor wenigen Jahrzehnten, nicht allein um das Sehen eines bestimmten Films. Vielmehr bot das Kino bis zu den sechziger Jahren ganze Programme, es war für Bewohner (z. B. englischer) Vororte die einzige Möglichkeit, in einem architektonisch und symbolisch aufgewerteten Raum die Freizeit außerhalb der eigenen vier Wände zu verbringen. Der Kinobesuch war ein regelrechtes soziales Event, man ging zu verschiedenen Kinos im Laufe der Woche mit unterschiedlichen Personen, seien es Eltern, Freunde oder Arbeitskollegen,. So ging es nicht nur um Film, sondern um die Gelegenheit, mit anderen zu kommunizieren, um die Begegnung mit dem anderen Geschlecht und um einen Zugang zu einem alle betreffenden Medienereignis. Die generellen Besuchsmuster wiederum standen in Abhängigkeit von

¹⁰ Karl Christian Führer, Stadtraum und Massenmedien. Medienstandorte als urbane zentrale Orte in der Zwischenkriegszeit, in: Clemens Zimmermann (Hrsg.), Zentralität und Raumgefüge der Großstädte im 20. Jahrhundert, Stuttgart 2006, S. 105-134 und S. 106-120.

¹¹ Ebd., S. 120-132; Brigitte Flickinger, Zwischen Intimität und Öffentlichkeit. Kino im Großstadtraum, in: Zimmermann, Zentralität und Raumgefüge, S. 135-152, bes. S. 137-150.

¹² Die Frühneuzeitforschung untersuchte besonders Wirtshäuser, Rathäuser und Straßen als Orte verdichteter lokaler Kommunikation und des Auftretens spezifischer Medienerzeugnisse, vgl. Dagmar Freist, Wirtshäuser als Zentren frühneuzeitlicher Öffentlichkeit. London im 17. Jahrhundert, in: Johannes Burkhardt/Christine Werkstetter (Hrsg.), Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit, München 2005, S. 201-224 (HZ, Beihefte, Bd. 41); dies., Governed by Opinion. Politics, Religion and the Dynamics of Communication in Stuart London 1637-1645, New York 1997; Christopher R. Friedrichs, Das städtische Rathaus als kommunikativer Raum in europäischer Perspektive, in: Burkhardt/Werkstetter, Kommunikation und Medien, S. 159-174.

städtisch organisierten Verkehrsverbindungen, und die räumliche Verteilung des Kinoangebots wiederum hatte mit städtischer Lizenzierungspolitik zu tun, bei der das Image bestimmter Kinos oder umgebender Stadtteile wichtige Kriterien waren. Nach 1945 erfolgte der Einbruch der Kinozuschauerzahlen nicht allein aufgrund des Konkurrenzmediums Fernsehen, sondern stand mit generell sich verändernden Freizeitmustern (Orientierung auf Heim und Haus), mit der Suburbanisierung und steigendem Autobesitz in Zusammenhang. Davon waren die Stadtteilkinos als Erste betroffen, während sich die Innenstadtkinos als Gegenpole zur Häuslichkeit stärker profilierten. Allerdings erlitten sie in den Fünfzigern und Sechzigern durch das Erscheinen von jugendlichen Gangs einen starken Imageschaden. Später machten Kinokomplexe den Innenstadtkinos zu schaffen und erst neuerdings hat sich bei Kinoinvestoren herumgesprochen, dass es attraktiv sein kann, einen solchen Komplex wieder mit Innenstadtgebieten zu verknüpfen. Kinos waren zugleich Orte, mit denen sich Vorstellungen über jeweilige Zugänglichkeit und das heißt den öffentlichen Charakter dieser Institutionen verbanden. Das „Ritz“, das führende Kino der Industrie- und Dienstleistungsstadt Nottingham lag genau gegenüber dem Rathaus, das in den 1930er Jahren im Zuge von Stadtsanierungsprogrammen als respektheischendes Prachtgebäude feierlich eröffnet worden war. Während die normalen Stadtbewohner diesen Ort als exklusiv ansahen, erschien ihnen das Nobelkino als vergleichsweise für alle zugänglich zu sein. Im Übrigen sei erwähnt, dass Kinos in der Städtebau- und Architekturgeschichte entscheidende Symbole für technische und urbane Modernität der Stadt insgesamt darstellen.¹³

Medien als institutionelle Akteure in Teilöffentlichkeiten und -gesellschaften

Medien stellen institutionelle Akteure in Stadtgesellschaften bzw. -öffentlichkeiten dar und tragen mit ihren ursprünglich städtischen Qualitäten (in Zusammenhang mit anderen Faktoren wie Verkehr, industrielle Arbeitsplatzangebote, Individualisierungsbedürfnisse) zur Durchdringung ländlicher Gesellschaften bei. Ferner sind Städte „Standorte“ für Medienunternehmen, die sich in einigen dieser Städte konzentrieren, welche man folglich als Medienstädte bezeichnet.¹⁴

¹³ Jancovich/Faire/Stubbings, *Audience*, bes. S. 9, 75-91, 100-121, 137-153; Janet Ward, *Weimar Surfaces. Urban Visual Culture in 1920s Germany*, Berkeley/Los Angeles/London 2001.

¹⁴ Stefan Krätke, *Medienstadt. Urbane Cluster und globale Zentren der Kulturproduktion*, Opladen 2002. In solchen urbanen Clustern bestehen signifikante Beziehungen zwischen den einzelnen Medienunternehmen verwandter Branchen wie Kino und Fernsehen bzw. zwischen den Mitarbeitern der Firmen; Allen J. Scott, *The Other Hollywood: the Organizational and Geographic Bases of Television-Program Production*, in: *Media, Culture and Society* 26 (2004), S. 183-205. Krätkes und Scotts Arbeiten zeigen, wie stark es noch an einer Historisierung des Themas der Medienstadt fehlt.

Der Stadtraum ist, wenn auch nicht abgeschlossen, so doch abgrenzbar, dabei sowohl durch mediale Botschaften wie die Medien selbst beeinflusst, wenn nicht sogar konstituiert. Die Dramatisierung von städtischen Ereignissen in Lokalteilen von Zeitungen, über die bald jede/r redet, ist hierfür ein lebendiges Beispiel. Skandalisierten Ereignissen wird durch Zeitungen erst örtliche Bedeutung gegeben, sie lösen Gerüchte ebenso aus wie sie die im Stadtraum kursierenden Gerüchte aufgreifen. Zeitungen der Jahrhundertwende beteiligten ihre Leser an den kriminalistischen Recherchen, die wiederum die dunklen Winkel der Stadt zutage förderten.¹⁵ Der „Karneval“ des Stadtlebens spiegelte sich in den Feuilletons der großen Blätter wider, und diese beschränkten sich nicht auf die Rolle der Berichterstattung, sondern griffen in die Stadt ein. Das Erlebnis der Stadt wiederum regte besondere journalistische Berichtsformen und -praktiken an.¹⁶ Medieninhalte kamen allerdings auch schon in der Frühen Neuzeit oder vor hundert Jahren keineswegs nur aus der eigenen Stadt, wie die Existenz von Korrespondentennetzwerken und Nachrichtenagenturen beweist. Heute greifen die wirtschaftlich ungeheuer konzentrierten großen Medienunternehmen sehr weit über regionale und lokale Märkte hinaus. Die Beziehung zwischen Bertelsmann und Gütersloh dürfte für die allgemeine Forschung durchaus von Interesse sein, bedeutender und vielseitiger war sicherlich die zwischen Ullstein und Berlin oder zwischen Springer und Berlin. Trotz partiell globalisierter oder wenigstens sich auf Nationen erstreckender Medienmärkte treten - wohl heute noch mehr als in früheren Phasen der Urbanisierungsgeschichte - die klassische Zeitung par excellence, aber auch Stadtmagazine und zunehmend Regionalprogramme des Fernsehens¹⁷ als die Akteure auf, die bei den Stadtbewohnern überhaupt zur Vorstellung eines städtischen Interaktionsraums beitragen.

Neue elektronische Medien werden heute dazu genutzt, städtische Dienstleistungen effektiver abzuwickeln und Verkehr zu sparen.¹⁸ Ob dadurch das Ausmaß der Bürgerbeteiligung wächst und überhaupt das Internet „a local public space“ darstellen kann, sei nur als Frage aufgeworfen. Jedenfalls werden viele gesellschaftli-

¹⁵ Philipp Müller, Öffentliche Ermittlungen und ihre Aneignungen im urbanen Raum. Verbrecherjagden im Berlin des Kaiserreichs, in: Alexander C. T. Geppert/Uffa Jensen/Jörn Weinhold (Hrsg.), Ortsgespräche. Raum und Kommunikation im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld 2005, S. 231-256.

¹⁶ Peter Fritzsche, Readers, Browsers, Strangers, Spectators: Narrative Forms and Metropolitan Encounters in Twentieth-century Berlin, in: Gee/Kirk, Printed Matters, S. 88-104. Vgl. Thorin Tritter, The Press and Its Place. How Newspapers Fit into Urban History, in: Journal of Urban History 31 (2005), S. 571-578.

¹⁷ Zu deren Bedeutung für politische Kommunikation und regionale Identitätsbildung vgl. Michael Scriven/Emily Roberts, Local Specificity and Regional Siege: Territorial Identity and the Television News of Aquitaine, in: Media, Culture and Society 23 (2001), S. 587-605.

¹⁸ Busso Grabow, MEDIA@Komm - Multimedia-Initiative der Bundesregierung zur Umsetzung virtueller Rathäuser und Marktplätze, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2002/1 (2002), S. 29-31.

che Gruppen durch das Internet als Demokratiemedium nicht eingeschlossen und kaum zur Planung von „unten“ motiviert; digitale Plattformen werden von Kommerzialisierung überformt. Allerdings kann, wie Fallstudien zeigen, das Internet ein Lokalmedium zur Stärkung ethnischer Zusammengehörigkeit darstellen, was indes auf Kosten der Integration in die direkt umgebende Gesellschaft geschehen kann.¹⁹ Dem gegenüber ist das Radio viel eindeutiger ein städtisches Informationsmedium, das die Partizipation der Bürger am Gemeinwesen fördern kann. Gerade seit dem 20. Jahrhundert sind es die Zeitungen, welche Informationen über Lokalpolitik und als relevant erscheinende „regionale“ Geschehnisse vermitteln, sie sind es, die überhaupt erst „Nachrichten“ über die Stadt kreieren und zu den Geschehnissen der Lebenswirklichkeit vordringen. Das Fernsehen wiederum scheint diesbezüglich keine wesentliche Rolle zu spielen.²⁰ Stadt- und medienhistorisch stellt sich hier u.a. die noch weitgehend unerforschte Frage nach dem Kommunikationsmodus von Stadteliten und der Publikationspolitik städtischer Gremien.²¹ Demnach waren und sind die Medien selbst Akteure in städtischen Öffentlichkeiten. Es fragt sich dann, inwieweit sie selbst ihre eigenen Interessen vertreten und inwiefern sie freiwillig oder unfreiwillig das Sprachrohr für übermächtige Institutionen sind. Selektivität, der unterschiedliche Nachrichtenwert, ist außermedial durch regionale und lokale Machtverhältnisse mitbestimmt. Nun mag es heutigen Akademikern, die gar keine Lokalzeitung, sondern nur SZ, FAZ oder taz lesen, als unnötig er-

¹⁹ Seija Ridell, *The Web as a Space for Local Agency*, in: *Communications* 27 (2002), S. 147-169; Patrice Riemens/Geert Lovink, *Local Networks: Digital City Amsterdam*, in: Saskia Sassen (Hrsg.), *Global networks. Linked cities*, New York/London 2002, S. 327-345; Sorin Matei/Sandra Ball-Rokeach, *The Internet in the Communication Infrastructure of Urban Residential Communities: Macro- or Mesolinkage*, in: *Journal of Communication* 53 (2003), S. 642-657.

²⁰ Susan Forde/Michael Meadows/Kerrie Foxwell, *Community Radio and Local Culture: An Australian Case Study*, in: *Communications* 28 (2003), S. 231-252; Patricia Moy et al, *Political Correlates of Local News Media Use*, in: *Journal of Communication* 54 (2004), S. 532-546; Michael Zhaoxu Yan/Philip M. Napoli, *Market Competition, Station Ownership, and Local Public Affairs Programming on Broadcast Television*, in: *Journal of Communication* 56 (2006), S. 795-812; Gerd Meier, *Die Regionalpresse der Weimarer Republik*, in: Clemens Zimmermann (Hrsg.), *Politischer Journalismus, Öffentlichkeiten und Medien im 19. und 20. Jahrhundert*, Ostfildern 2006, S. 169-192; Gregor Hassemer/Günther Rager, *Zur Bedeutung des Lokalen in den Medien*, in: Adelheid von Saldern (Hrsg.), *Stadt und Kommunikation in bundesrepublikanischen Umbruchszeiten*, Stuttgart 2006, S. 239-256; zur Rolle von Alternativzeitungen vgl. Dettel Siegfried, *Urbane Revolten, befreite Zonen. Über die Wiederbelebung der Stadt und die Neueignung der Provinz durch die „Gegenkultur“ der 1970er Jahre*, in: ebd., S. 351-365.

²¹ Ansätze jetzt bei Gudrun Schimpf, *Kommunale Kulturpolitik zwischen Mäzenatentum und öffentlicher Finanzierung. Frankfurt am Main 1866-1933*, Frankfurt am Main 2007, im Erscheinen. *Forschungsüberblick zu Integrations- und Inklusionspotenzialen, v.a. auf sozialpolitischer Ebene*: Adelheid von Saldern, *Integration und Fragmentierung in europäischen Städten. Zur Geschichte eines aktuellen Themas*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 46 (2006), S. 3-60, bes. S. 9-17.

scheinen, sich überhaupt mit der Lokalpresse zu beschäftigen, deren „Niveau“ sie als unzureichend erachten. Tatsächlich aber erzielten und erzielen lokale und regionale Presseunternehmen außerordentlich bedeutende Einnahmen hauptsächlich aus Werbung, sie sind in vielen Fällen die einzige breitere Informationsquelle der Bevölkerung. Die Lokalpresse bringt relativ pluralistisch die Anliegen von Bewohnern zur Sprache, auch wenn sie stark mit den Interessen herrschender Kreise verknüpft ist, und sie konstruiert Identitäten als Stadt- und Stadtteilbewohner, indem sie räumliche Abgrenzungen als solche vorführt oder imaginierte Gemeinschaften historisch belegt.²²

Man kann sich darüber streiten, ob schon Kommunikationsmedien wie Telegraf und Telefon oder erst das Internet und schon die Publikumsmedien Buch, Zeitung, Kino und Radio oder erst das Fernsehen²³ eine Urbanisierung des Landes oder wenigstens eine Ausrichtung auf das immer noch gesondert existierende „Städtische“ bewirkten (wobei die genannten Medien sowohl hintereinander wie sich überschneidend und akkumulierend ihren Einfluss auf die ländliche Kultur ausübten). Jedenfalls unterstützen alle diese historischen Medien (vor dem Hintergrund einer wiederum spezifisch ländlichen Aneignungsgeschichte) die Homogenisierungsprozesse zwischen Stadt und Land über die Jahrhunderte hinweg, insbesondere die Herstellung virtueller Gleichzeitigkeit im 19. und 20. Jahrhundert.²⁴

Repräsentationsfunktionen von Medien für das „Städtische“

Der dritte Ansatz für eine Interpretation der Beziehungen von Medien und Stadtraum geht von der Repräsentationsfunktion der Medien und damit von der Bedeutungsebene aus. Es wird danach gefragt, wie die Stadt und das Städtische (räumliche Eigenschaften, Verhalten der Stadtbewohner) in verschiedenen Medien dargestellt und dort stereotypisiert wird. Nicht so sehr aber die Stereotype selbst, die Klischees und Diskurse über die Stadt, die „Zeichen“ der Großstadt stehen in dieser Perspektive im Vordergrund, sondern die Frage, wie Medienbilder der Stadt

²² Jancovich/Faire/Stubbings, Audience, S. 25 f. Die gesteigerte Wahrnehmung von Orten beim Publikum trotz globalisierter Medien beschreibt Terhi Rantanen, The New Sense of Place in 19th-century News, in: Media, Culture and Society, 25:4 (2003), S. 435-449.

²³ Knut Hieckethier, Das Fernsehen als urbanes Medium, in: Bernd Henningsen u.a. (Hrsg.), Die inszenierte Stadt. Zur Praxis und Theorie kultureller Konstruktionen, Berlin 2001, S. 157-176.

²⁴ Werner Troßbach/Clemens Zimmermann, Die Geschichte des Dorfes, Stuttgart 2006, S.174-177, S. 225-232 und S. 249-254; Daniela Münkler, „Der Rundfunk geht auf die Dörfer“. Der Einzug der Massenmedien auf dem Lande von den zwanziger bis zu den sechziger Jahren, in: Daniela Münkler (Hrsg.), Der lange Abschied vom Agrarland: Agrarpolitik, Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft zwischen Weimar und Bonn, Göttingen 2000, S. 177-198.

(aktuell und historisch) generiert werden, sich gegenseitig überlappen, womöglich alltägliche Wahrnehmung beeinflussen. Diese Beeinflussung wirklich nachzuweisen ist erheblich schwieriger, als die Zeichen und Botschaften selbst zu eruieren. Im Rahmen semiotischer Theorieansätze geht man jedenfalls nicht auf die tatsächlichen Kommunikationsprozesse und die Rezeption von „Zeichen“ ein, sondern beschränkt sich auf die Zeichensysteme selbst und ihre potenzielle Decodierung. Perspektivisch sind diese Ansätze auf die Wahrnehmungsmuster einer globalisierten Medienwelt gerichtet: Welche Zeichen repräsentierten historisch und repräsentieren heute bestimmte Räume und Städte, inwiefern werden bestimmte Städte auf eindeutige Zeichen wie den Eiffelturm oder das Kolosseum in der globalen Wahrnehmung reduziert, und inwiefern ist zeichenhafte Wahrnehmung ein Kennzeichen des Zeitalters der Massenkommunikation oder historisch schon vorher vorhanden gewesen?²⁵ Die deutsche historische Stadtforschung sowie die Mediengeschichte haben sich in letzter Zeit weniger auf die Zeichen als auf semantisch komplexere „Bilder“ der Stadt gerichtet, wobei es teils um wirkliche Visualisierung geht²⁶, teils im übertragenen Wortsinn um die Vorstellungen von Stadt bei Gruppen von Stadtbewohnern selbst. Von „Bildern“ wird auch im Sinne von „Fremdbildern“ eines urbanen Phänomens gesprochen, die in größeren kulturellen Räumen vorhanden sind und auf die Städte und ihre Bewohner zurückwirken. Oder es geht um „Bilder“, die als „Images“ bewusst kreiert werden, um den Tourismus zu fördern und spezielle Arbeitskräfte anzulocken, grundsätzlich im Zusammenhang von Prozessen der Identitätsbildung und der Stadtrepräsentation als medial vermitteltem Erlebnisraum.²⁷ Es ist offensichtlich, dass der Komplex der „Bilder“ von

²⁵ So die Hauptfragen bei Philip J. Ethington/Vanessa R. Schwartz, Introduction: An Atlas of the Urban Icons Project, in: *Urban History* 33:1 (2006), S. 5-19. Vgl. jetzt auch zu den Zeichen und visuellen Spuren der Arbeitergeschichte in der Stadt: "Cheminots": groupe social, image et identité = Histoire et sociétés Nr. 22, juin 2007.

²⁶ Grundlegend zu Fotografierweisen von Stadt, wenn auch in den Ausdeutungen diskussionswürdig: Bernd Hüppauf, Stadtbilder. Visuelle Konstruktion urbaner Identität, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 46 (2006), S. 481-504. Als weiteres Beispiel: Miriam Paeslack, Dis-United. Urbane Fotografie im Nachwendedeutschland, in: *Fotogeschichte* 26, 2006 (Heft 102), S. 47-56.

²⁷ Sandra Schürmann/Jochen Guckes, Stadtbilder und Stadtrepräsentationen im 20. Jahrhundert, in: *Informationen zur modernen Stadtgeschichte* 2005/I, S. 5-10; Jochen Guckes, Stadtbilder und Stadtrepräsentationen im 20. Jahrhundert, in: ebd., S. 75-86; Alice von Plato/Lu Seegers, Städte, Stadtrepräsentationen und Medien im Deutschland des 20. Jahrhunderts, in: Daniela Münkler/Jutta Schwarzkopf (Hrsg.), *Geschichte als Experiment. Studien zu Politik, Kultur und Alltag im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main/New York 2004, S. 369-380, bes. S. 378-380. Ein zu weites Begriffsverständnis von „Image“ bei Daniel Kiecol, *Selbstbild und Image zweier europäischer Metropolen. Paris und Berlin zwischen 1900 und 1930*, Frankfurt am Main 2001, S. 18, als „Gesamtheit der Bilder, Einstellungen, Klischees, Vorurteile und Ansichten“. Städtische „Selbstbilder“ ermittelt der Autor über die explizite Tourismuswerbung.- Auch Stadtmagazine prägen die Vorstellung über signifikante Merkmale

Stadt, sei es im wortwörtlichen Sinn oder auf der symbolischen und mentalen Ebene, in visuellen und anderen Medien höchst vielfältig auftaucht. Die Medien und die ihnen eigenen Darstellungsweisen oder Formate (Reportage, Essay) formulieren sowohl räumliche Stadtbilder (Stadtpläne, mental maps) als auch symbolische Stadtbilder (z.B. „Zeichen“ städtischer Tradition). Die Medien haben ihre jeweils eigenen Ausdrucksmöglichkeiten; so lebt die panoramatische Sicht der Stadt, welche die vereinheitlichende Zentralperspektive stört, im Filmischen und in der Fotografie fort. Nun ist es aber ganz wichtig, festzustellen, wie diese Bilder rezipiert und in die Alltagspraxis eingebaut werden.²⁸ Insgesamt kann man hier also von einer Repräsentationsebene des Stadtraums (der für Individuen unterschiedliche Bedeutung haben kann, wo Praktiken, Interaktionen und Diskurse stattfinden) und einer Repräsentationsfunktion von – spezifischen, jeweils unterschiedliche Eigenschaften aufweisenden – Medien(produkten) sprechen, die aber stets eigene, komplexe, genrespezifische Regeln aufweisen, wie bestimmte Gegenstände dargestellt werden. Ein „Dokumentarfilm“ filmt nicht einfach Realität ab und weist mehr fiktionale und „konstruierte“ Elemente auf, als man annehmen mag, und doch sind seine Produktionsregeln andere und werden seine Ansprüche auf Authentizität von den Publiken anders gesehen als bei einem „Spielfilm“. Thematisch hat der Film damit stets die unterschiedlichen städtischen Räume und Praktiken auf äußerst vielfältige Weise eingefangen, ohne dass meist in der Literatur genau gesagt wird, was ein „Stadtfilm“ ist. Es kann nur um Filme gehen, in denen die Stadt selbst ein zentraler Schauplatz und ein Thema ist. Manche Theoretiker sahen in Stadtfilmen eine Vorwegnahme der virtualisierten Stadt im Cyberspace. In seiner umfassenden, autoritativen Studie zur „Stadt im Film“ unterschied Guntram Vogt zwischen den Aspekten der „Stadt im Film“, dem – expliziten „Stadtfilm“ (Ruttmanns Berlin-Film *Symphonie einer Großstadt* z.B.), und der „filmischen Stadt“. Gemeint sind hier die eigens konstruierten Filmstädte wie die von Hans Poelzig für „Golem“ entworfene oder die gigantische „Tataville“ in „Playtime“. Sie wurden immer raffinierter und teils mit riesigem Aufwand erstellt und beeinflussten spätere Darstellungen von Stadt und die Vorstellungen im Städtebau.²⁹ Regisseure können architektonisch und

einzelner Städte (in gewisser Abhängigkeit von kommerziellen Interessen) und über urbane Standards überhaupt, Miriam Greenberg, *Branding Cities: A Social History of the Urban Lifestyle Magazine*, in: *Urban Affairs Review* 36 (2000), S. 228-263.

²⁸ Guckes, *Stadtbilder*, S. 76-82.

²⁹ Guntram Vogt, *Die Stadt im Kino. Deutsche Spielfilme 1900-2000*, Marburg 2001, v.a. S. 26-30. Vogt beschäftigt sich eingehend mit ca. 90 Stadtfilmen von den Anfängen der Registrierung eines spektakulären Stadtverkehrs bis zu „Lola rennt“. Eng verwandt mit den Stadtfilmen waren – zukunftsweisende und soziale Gerechtigkeit demonstrierende - Dokumentarfilme zum Wohnungsbau und „Neuen Bauen“, vgl. Thomas Elsaesser, *Die Stadt von morgen. Filme zum Bauen und Wohnen*, in: Klaus Kreimeier/Antje

filmisch ziemlich beliebig eine Stadt aus „Vergangenheitsschichten“ konstruieren, etwa Los Angeles als aus dem 19. Jahrhundert stammende „sunshine city“.³⁰

Im Zusammenhang mit Projekten, welche – mit je unterschiedlich ausgeprägter sozialgeschichtlicher Tiefendimension – städtische Identifikationsangebote und „Repräsentation“ untersuchen, werden auch die unterschiedlichen medialen Quellen von der Werbebroschüre bis zum Stadtfilm relevant: Medien sind „selbst wichtiger Bestandteil der Inszenierung von städtischen Repräsentationen ..., reale und imaginierte Bilder werden vor allem von den Medien inszeniert.“³¹ Abgesehen von der Frage, was hier reale Bilder heißen soll und inwiefern diese auf tatsächliche soziale Interaktion zurückgeführt werden können, ist tatsächlich für das 20. Jahrhundert in einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen nachgewiesen worden, dass medialisierte städtische Selbstdarstellung (im Kontext von PR, Marketing und Propaganda sowie Events, Festen, Feiern, Umzügen) für eine geschichtliche Deutung des lokalen Selbst, das Verhältnis von Besonderem und Lokalen zum National-Allgemeinen und die Vorführung von „Errungenschaften“ eine ganz wichtige Rolle spielte.³²

Welche Rolle über Medien transportierte bzw. generierte Stadtbilder für alltägliche Raumorientierung und Identitätskonstruktion einzelner Stadtbewohner spielen, kann nur an (auto-)biographischen Quellen oder Quellen teilnehmender Beobachtung rekonstruiert werden, „Aneignung“ von Medieninhalten lässt sich nicht aus den Medien oder Medienprodukten selbst ermitteln. Man ist mittlerweile über die „Bilder“ der Stadtkritik im Kontext von Literatur und Theater des 19. und 20. Jahrhunderts bestens informiert, wenig indes wurde darüber geforscht, welche „Bilder“ in Publikumsmedien mit welchen konkreten Folgen verbreitet wurden.³³

Ehmann/Jeanpaul Goergen, Hg., *Geschichte des dokumentarischen Films in Deutschland*, Bd. 2, Weimarer Republik, Stuttgart 2005, S. 381-409. Vgl. Heike Graf, „Jetzt werden Wünsche wahr“. Stockholm und (Ost)Berlin: Städtebau in schwedischen und ostdeutschen Fernsehdokumentationen der sechziger Jahre, in: Bernd Henningsen u.a. (Hrsg.), *Die inszenierte Stadt. Zur Praxis und Theorie kultureller Konstruktionen*, Berlin 2001, S. 177-198.

³⁰ Nicole Huber/Ralph Stern, *Erinnerungen an die Zukunft. Los Angeles als filmische Repräsentation*, in: *Informationen zur modernen Stadtgeschichte*, 2002/I, S. 23-28; Nicole Huber, *From Berlin to Germania: Cinema and the Implementation of National Politics in regional Planning*, in: Zimmermann, *Zentralität und Raumgefüge*, S. 153-174; John R. Gold/Stephen V. Ward, *Of Plans and Planners: Documentary Film and the Challenge of Urban Future, 1935-52*, in: David B. Clarke (Hrsg.), *The Cinematic City*, London/New York 1997, S. 59-82.

³¹ Lu Seegers, *Stadtrepräsentationen und Medien – ein Projektbericht*, in: *Informationen zur modernen Stadtgeschichte* 2002/I, S. 19-23.

³² Adelheid von Saldern, *Symbolische Stadtpolitik – Stadtpolitik der Symbole. Repräsentationen in drei politischen Systemen*, in: Dies. (Hrsg.), *Inszenierter Stolz. Stadtrepräsentationen in drei deutschen Gesellschaften (1935-1975)*, Stuttgart 2005, S. 29-80.

³³ Bildorientierte Neuansätze sind derzeit in der Frühneuzeitforschung zu beobachten, vgl. Silvia Serena

Vorzüglich recherchierte Lokalstudien wie die über „Köln im Film“ auf der Grundlage von 6000 einschlägigen Filmen und filmischen Bezügen auf die Stadt demonstrieren, wie reichhaltig die Genres sind, die sich mit der Stadt beschäftigen. Das Spektrum reicht von frühen Dokumentaraufnahmen über Stadtkrimis, Kriegsbilder, Werbefilme, Fernsehberichte und stadtbezogene Bilder über den „Deutschen Herbst“ bis zu den verborgenen Seiten der Stadt in fiktionalen Filmen, sodass es unmöglich erscheint, all dies auf einen inhaltlichen Nenner zu bringen. Auffallend ist in diesem Feld, wie stark auch hier zwischen Selbst- und Fremdbildern, darunter bewusst produzierten Images (Auftragsarbeiten) unterschieden werden muss.³⁴ Gleiches gilt für das seit den 1960er Jahren neue Leitmedium des Fernsehens. Stadt ist Thema vieler Sendungen, Stadtbilder „sind in den Sendelogos enthalten und signalisieren damit in den Knotenpunkten..., woher das Programm kommt“. Die Stadt „dient als dokumentarischer Erkundungsraum ..., als fiktionaler Erkundungsraum für unterschiedliche, auch fremde Lebensbereiche“ und „ganze Unterhaltungsgenres leiten sich in ihren Gestaltungsprinzipien aus der Urbanität ab“, vor allem im Kriminalgenre („Tatort“) bleibt diese Urbanität oft oberflächlich, grob skizziert.³⁵

Das Fortbestehen der Orte

In zahlreichen heutigen Arbeiten wird danach gefragt, wie sich technisch bedingte und je spezifische Medien funktional auf den Stadtraum auswirken und den Rahmen städtisch gebundener Kommunikation erweitern und ausdifferenzieren, insbesondere wird danach gefragt, wie Informations- und Kommunikationstechnologien die New Economy hervorbrachten und größere Raumstrukturen veränderten. Da sowohl Publikums- wie Kommunikationsmedien generell die Eigenschaft haben, dass sie Räume überbrücken, und da sie heute an vielen Orten zur Verfügung stehen (die E-Mail ist in einen unendlichen Raum gestellt und kann fast an jedem Ort der westlichen Hemisphäre fast zu jeder Zeit abgerufen werden), hat man von diesen Eigenschaften abgeleitet, dass konkrete Orte gar nicht mehr

Tschopp, Rhetorik des Bildes. Die kommunikative Funktion sprachlicher und graphischer Visualisierung in der Publizistik zur Zerstörung Magdeburgs im Jahre 1631, in: Burkhardt/Werkstetter, Hg., Kommunikation und Medien, S. 79-103; Bronwen Wilson, *The World in Venice. Print, the City and Modern Identity*, Toronto/Buffalo/London 2004.

³⁴ Christa Aretz/Irene Schoor, *Köln im Film. Filmgeschichte(n) einer Stadt*, Köln 2004.

³⁵ Hickethier, *Fernsehen als urbanes Medium*, S. 169 f. und S. 176. Zum Zusammenhang von Urbanisierung, Populärkultur, städtischen Milieus und dem Aufstieg des Fernsehimperiums von Berlusconi vorzüglich, weil auch historisch angelegt: John Foot, *Milan since the Miracle. City, Culture and Identity*, Oxford/New York 2001, bes. S. 85-107.

existieren, sondern sich Kommunikation ortlos abspielt und überhaupt physisch-körperliche Begebenheiten bei menschlicher Kommunikation keine Rolle mehr spielen. Aktuelle empirische Studien stützen diese Vermutung nicht.³⁶ Auch stellt sich die Frage, ob nicht auch schon früheren Kommunikationsmedien dieselben Eigenschaften zugeschrieben wurden wie heutigen. Glücklicherweise sind die konkreten Orte aber nicht im virtuellen Nichts und Alles verschwunden. Freilich ist es mehr denn je möglich, an fernen Ereignissen teilzunehmen oder sich als Teil virtueller Gemeinschaften (mit neu zugeschnittenen räumlichen Beziehungen) zu verstehen. Aktuelles Beispiel ist das vom Radioprogramm und Webradio „Das Ding“ bzw. „Unser Ding“³⁷ kreierte „Dingland“. Im Kontrast zur Teilnahme an der „Nation“, in die man alternativenlos, in scharfem Kontrast zu bisherigen Bindungen und Identitäten hineingestellt wurde, kann man im Dingland sein mediales zweites Leben beim Ausschalten des Geräts ablegen, muss es sogar. Am Ende vieler E-Mails dürfte der Einzelne auf seine Lebenspraxis zurückgeworfen sein und kann nicht laufend unbegrenzt interagieren. Die Medien als Relais dienen konkreten Zwecken, beziehen sich auf Orte menschlicher Handlungen (Städte, Familien, Arbeitsplätze). Die Geschichte technischer Kommunikationsmedien zeigt, dass diese direkte, interpersonale Kommunikation erweiterten, vervielfältigten, jedoch in wechselseitiger Beziehung und Akkumulation interpersonale Nähe stützten, jedenfalls individueller Isolation und der Ausdifferenzierung realer Lebenszusammenhänge entgegenwirkten. Die Relaisfunktion bezieht sich nicht nur auf Informationsflüsse in verschieden abgestuften Räumen, sondern auch auf räumliche Integrationsfunktionen. Medien definieren stets das Verhältnis von fern und nah, sie führen nicht zur Substitution von (sozialer, erfahrbarer) Nähe, allerdings zu einer Veränderung dessen, was als nah gilt. Einerseits wird in stärkerem Maße, als der Medientheorie gewahrt ist, das Internet heute als individualisiertes Medium interpersonaler Kommunikation im Nahbereich und persönlicher Artikulation eingesetzt. Andererseits passt sich die Art und Weise, wie örtlich kommuniziert wird, an die Bedingungen besonderer Medien (und Medienöffentlichkeiten) an. Ein Beispiel bei den Kommunikationsmedien war schon das Telegramm, das den Telegrammstil hervorbrachte und abrupt in die lebensweltliche Zeitordnung eindringende Mitteilungen ermöglichte. Ein Beispiel im Kontext heutiger Publikumsmedien sind Lokalpolitiker, die Wert darauf

³⁶ Stephen Graham, *Communication Grids: Cities and Infrastructure*, in: Sassen, *Global networks*, S. 71-91; Sassen, *Introduction*, in: ebd., S. 1-36; Dirk Dohse u.a., *Räumlicher Strukturwandel im Zeitalter des Internets – Eine Untersuchung der raumwirtschaftlichen Folgen des Vordringens des Internets als Transaktionsmedium*, in: Wüstenrot Stiftung (Hrsg.), *Räumlicher Strukturwandel im Zeitalter des Internets. Neue Herausforderungen für Raumordnung und Stadtentwicklung*, Ludwigsburg/Wiesbaden 2004, S. 11-143.

³⁷ Träger: Südwestrundfunk und Saarländischer Rundfunk.

legen, dass die Lokalpresse oder das Fernsehen da sind. Das Medium wirkt sich also selektiv auf die übermittelten Informationen oder ihre Färbung aus, wobei die Kommunikatoren dann allerdings von den Medien abhängig werden können, wie Winfried Schulz kritisch bemerkte: „As the media extend the communicative and perceptive capabilities of humans, they impose media-specific constraints on the messages shaping the communication process in a way that the users can hardly control. The specific limitations of the media’s channel and storage capacities result in particular dependencies and losses of autonomy“.³⁸

Schluss

Was kann man nun für die Stadt- und Urbanisierungsgeschichte aus diesen skizzierten Ansätzen oder Relationen gewinnen? Bisher existieren Stadtgeschichte, Mediengeschichte, disziplinär aufgefächerte und gegenwartsbesessene Raum- und Medienwissenschaften nebeneinander. Allerdings zeigt sich positiv, dass die Stadtgeschichte nun schon etliche Jahre auf sehr fruchtbare Weise Phänomene der Medialität von Stadt, der mediengestützten räumlichen Dynamisierung oder Städte als Standorte für Medieninstitutionen untersucht. Dies geschieht, wie kann es im historischen Feld anders sein, in der Regel ohne größere Theoretisierung oder die systematische Klärung von Generalisierungsansprüchen, allerdings um den Preis, dass die historischen Einzelforschungen weder in den historischen Fächern selbst noch extern als zusammenhängend wahrgenommen werden. Die Einsichten medienhistorischer Stadtforschung können in anderen wissenschaftlichen Fächern einfach ausgegrenzt werden, angesichts massiver disziplinärer Zuschnitte wissenschaftlicher Kommunikation ist dies nicht verwunderlich.

Wie die „Medienwissenschaft“ notorisch von der Neuheit der untersuchten Phänomene ausgeht, so gelten wiederum in der Geschichtswissenschaft einschlägige Forschungen als exotisches Sondergebiet, nicht aber als zentrales Werkzeug moderner Gesellschafts- und Kulturanalyse. Die Mediengeschichte, wie sie sich mittlerweile im Kontext von Literatur-, Medien-, Kultur-, Publizistik- und Geschichtswissenschaften insulär etabliert, geht häufig von einfachen evolutionären Modellen aus, vom Stummfilm zum Tonfilm, von der langsamen Post zum raschen Internet und interessiert sich bislang kaum für Stadt und Stadtraum. Einen Ansatzpunkt für eine Revision dieses Zustandes bietet die Gedankenfigur, Medienkommunikation der Gegenwart „als die weltweite Zunahme von Kommunikationsbeziehungen“ zu definieren (nicht als wachsende kulturelle Nähe), ohne dass sich in wachsender

³⁸ Schulz, *Mediatization*, S. 91.

Konnexität die einzelnen Lokalitäten auflösen oder mental einander näher kommen.³⁹

Noch gar nicht ist man indes zu einer Vorstellung über allgemeine Perioden der Entwicklung einer urbanen Mediengeschichte vorgedrungen. Phasenmodelle, wie sie etwa Friedrich Lenger zur „europäischen“ bzw. globalisierten Stadt des 20. Jahrhunderts vorschlug (Kriterien: Weltkriege, Ölkrise und osteuropäische Transformationsprozesse)⁴⁰ und herkömmliche Periodisierungen der Mediengeschichte, die sich meist an der Theorie eines jeweiligen Leitmediums festmachen, passen nicht zusammen. Dieses Periodisierungsproblem kann gelöst werden, indem man sich auf beiden Seiten auf räumliche Kriterien verständigt und von der Reichweite und kommunikativen Funktion besonderer Medienensembles und Medienverbünde wie Zeitung/Kino, Radio/Telefon, Fernsehen/Internet ausgeht.

Die Frage einer Periodisierung des Verhältnisses von „Medien und Stadt“ sieht noch einmal ganz anders aus, wenn man sich auf die Informations- und Kommunikationstechnologien und die These einer neuen globalisierten, auf kapitalistischer Basis restrukturierten Netzwerk- und Informationsgesellschaft von Manuel Castells⁴¹ bezieht, die gegenüber früheren Gesellschaftstypen (vorindustriell, industriell) abgegrenzt wird. Allerdings: Vieles ist an der These der Netzwerkgesellschaft unhaltbar. In historischer Sicht ist darauf zu beharren, dass „Information“ und „Wissen“ getrennte Kategorien sind. Eine Thematisierung gesellschaftlicher Verhältnisse, die nur auf technische Infrastrukturen abhebt, nicht aber die gleichzeitige Entwicklung in der Sphäre sozialer Interaktion (nicht zuletzt wiederum in den Städten) beachtet, greift sicherlich zu kurz. Auch dies gälte es in das Periodisierungsproblem einzubringen.⁴²

**Prof. Dr. Clemens Zimmermann, Lehrstuhl für Kultur- und Mediengeschichte,
Universität des Saarlandes, cl.zimmermann@mx.uni-saarland.de**

³⁹ Andreas Hepp, Netzwerke der Medien. Medienkulturen und Globalisierung, Wiesbaden 2004, S. 129-132.

⁴⁰ Friedrich Lenger, Probleme einer Geschichte der europäischen Stadt im 20. Jahrhundert. Anmerkungen zum Forschungsstand samt einiger Schlussfolgerungen, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2005/I, S. 96-113, bes. S.105-110.

⁴¹ Manuel Castells, Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft, Opladen 2004.

⁴² Vgl. Jochen Steinbicker, Zur Theorie der Informationsgesellschaft. Ein Vergleich der Ansätze von Peter Drucker, Daniel Bell und Manuel Castells, Opladen 2001, S. 103.

Moderne Stadtgeschichtsforschung in Japan

Über das Thema gibt es bereits einen Beitrag von R.Narita, K.Ogura und A.Yoshie im Sammelband "Moderne Stadtgeschichtsforschung in Europa, USA und Japan", der 1989 von Ch.Engeli und H.Matzerath herausgegeben wurde. Darin wurden Entstehung und Entwicklung sowie Methodologie der modernen Stadtgeschichtsforschung in Japan chronologisch und ausführlich erörtert. Der Beitrag versucht, die weitere Entwicklung in den 1990er und 2000er Jahren zu skizzieren und Forschungen zur modernen deutschen Stadtgeschichte in Japan sowie die Zusammenarbeit der Stadthistoriker in Japan und Deutschland vorzustellen.

Entwicklung der Forschungen zur modernen japanischen Stadtgeschichte

In der japanischen Geschichtswissenschaft in der Nachkriegszeit wurde der Schwerpunkt zunächst auf das Land gelegt. Viele Historiker vertraten die Meinung, dass die halb-feudale Grundherrschaft auf dem Land den sozialen Charakter Japans in der Vorkriegszeit von Grund auf geprägt hatte, und dass die soziale und wirtschaftliche Rückständigkeit, die daraus resultierte, endgültig zum japanischen Imperialismus und militärischen Angriff führte. Diese Ansicht entsprach der in der deutschen Geschichtswissenschaft vertretenen These des „deutschen Sonderwegs“. Aber seit den 1970er und vor allem seit den 1980er Jahren vermehrten sich die Forschungen zur modernen Stadtgeschichte. Nach meiner Meinung gibt es zwei Gründe dafür: Zum einen steigerte sich das Interesse an der Stadt als Ergebnis des japanischen Wirtschaftsaufschwungs nach dem Ende der 1950er Jahre, weil sich die Bevölkerung in den Großstädten rasch konzentrierte und die Wohnungsfrage und Umweltverschmutzung in den Städten problematischer wurde. Zum anderen wurde die Ansicht allmählich vorherrschend, dass die Stadtgeschichte notwendig ist, um den Charakter der japanischen Gesellschaft zu verstehen, die nach 1945 weitere Urbanisierung und Modernisierung erfuhr.

Als zentrale Themen sind die folgenden Bereiche zu erwähnen: (1) Wohnungsfrage und kommunale Wohnungspolitik; (2) Verarmung der unteren Schichten, Ar-

menpflege und Sozialpolitik; (3) Krankheit und Gesundheitsfürsorge; (4) Stadtbevölkerung und Mobilität; (5) Wandel der kommunalen Verwaltung und Verhältnis der kommunalen Selbstverwaltung gegenüber dem Staat; (6) wirtschaftlicher Charakterwandel der Großstädte; (7) Stadtchroniken der einzelnen Städte. Diese Themen werden auch in Deutschland erforscht.

Die Stadtgeschichtsforschung wird in Japan als interdisziplinärer Forschungsbe- reich betrachtet, der sich auf Geographie, Soziologie und Architektur usw. bezieht. Forschungen zur Geschichte der Großstädte wie Tokio oder Osaka nahmen sehr zu, und viele Städte bemühen sich, ihre eigene Chronik herauszugeben. Auch hier gibt es viele Gemeinsamkeiten mit Deutschland. Das deutet darauf hin, dass Ur- banisierung international synchrone Erscheinungen produziert, was vergleichende Forschung sinnvoll macht.

Andererseits gibt es auch Unterschiede zwischen den Forschungen in beiden Ländern. Auch in Japan wird die Stadtgeschichte als lebendiger Teil der Alltags- und Sozialgeschichte begriffen. Demgegenüber sind die Forschungen zur Geschichte des Stadtbürgertums, über die es viele Publikationen in Deutschland gibt, in Japan nicht so stark entwickelt. Auch bei uns formierte sich das wirtschaftliche Bürgertum seit der Industrialisierung am Ende des 19. Jahrhunderts und übte großen Einfluss auf die Stadtverwaltung und -politik aus. Aber die Tatsache, dass der Wandel des Regimes von 1868 (Meiji-Restauration) die Struktur der sozialen Schichten stark änderte, könnte die Erforschung des Bürgertums schwer machen.

Als Ergebnis der modernen japanischen Stadtgeschichtsforschung seit den 1990er Jahren kann die Publizierung vieler Monographien (H.Ishizuka, Y.Ishida, Y.Kojita, K.Harada, A.Shibamura and R.Narita usw) angeführt werden. Fast alle Monographien waren Sammlungen der bis dahin veröffentlichten Aufsätze. Diese Tatsache belegt die deutliche Entwicklung der modernen Stadtgeschichte als For- schungsbereich der japanischen Geschichtswissenschaft.

Außerdem kann eine neue Tendenz in den 1990er Jahren aufgezeigt werden. Ja- panische Stadthistoriker schenken dem städtischen Raum und deren Kultur größe- re Beachtung als früher. Zum Beispiel erfaßt R.Narita einerseits Stadt als einen ho- mogenen Raum, der sich unter den Einflüssen der Modernisierung und Indus- trialisierung bildete. Die Entstehung der kommunalen Leistungsverwaltung ist eines der Merkmale dieses homogenen Raums. Andererseits betrachtet er die Stadt als einen heterogenen Raum, der aus verschiedenen sozialen Gruppen und ihren Kulturen bestand. Seine Ansicht leitet er hauptsächlich aus der Erforschung einer Großstadt wie Tokio ab; die Rolle der kleineren Stadt wird nicht genügend beach- tet. Narita zielt hingegen darauf ab, die Modernität der japanischen Geschichte an der Jahrhundertwende aus der Perspektive der Stadtgeschichte umzuschreiben.

K. Ohishi und F. Kanazawa betonen hingegen die Wichtigkeit der kleineren provinziellen Städte, weil provinzielle Städte die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zentren der Provinzen waren und weil sie zwischen Großstadt und Land vermitteln konnten. Daneben beachten Ohishi und Kanazawa das Netzwerk der japanischen Städte und klassifizieren deren Typen. Nach ihrer Ansicht hatte die japanische Gesellschaft eine mehrschichtige Struktur, die sich aus Großstädten, provinziellen Städten und ländlichen Gemeinden zusammensetzte. Das Ergebnis ihrer Forschungsgruppe kann als ein Versuch der Verbindung der Stadtgeschichte mit der Tradition der Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte betrachtet werden.

Diese beiden Forschungsansätze sind teils komplementär, teils stehen sie sich grundsätzlich gegenüber. In der letzten Zeit versuchen jüngere Stadthistoriker, beide Positionen miteinander zu verbinden. Zu diesem Zweck stellt A. Numajiri die Frage, was „Öffentlichkeit“ in den japanischen Städten bedeutete. Da japanische Städte im Gegensatz zu deutschen Städten keine Tradition kommunaler Selbstverwaltung seit dem Mittelalter besaßen, war die Rolle der Stadtbürger und ihrer Genossenschaften sehr begrenzt. Als Folge davon muss unter „städtischer Öffentlichkeit“ die Entwicklung der kommunalen Verwaltung und Finanzwesen verstanden werden. Demgegenüber beachtet Y. Yamaguchi den wachsenden Konsum der städtischen Bevölkerung als Triebkraft der Urbanisierung neben der Hochindustrialisierung. Er behauptet, dass die Bildung der Massenkonsumgesellschaft den städtischen Lebensraum bereicherte und dass sich die Öffentlichkeit dadurch von unten ausweitete. Heute ist die städtische Öffentlichkeit ein Brennpunkt in der Stadtgeschichtsforschung in Japan geworden.

Forschungen zur modernen deutschen Stadtgeschichte in Japan

Bekanntlich gibt es ein starkes Interesse an der deutschen Geschichte in Japan. Auch im Bereich der modernen deutschen Stadtgeschichte begann die Forschung in Japan seit den 1980er Jahren zuzunehmen. Einige Monographien zu folgenden Themen wurden bis jetzt veröffentlicht: (1) Sozialgeschichte einer Stadt am Beispiel von Iserlohn und Berlin im 19. Jahrhundert (K. Fujita und O. Kawagoe); (2) Entwicklung der kommunalen Selbstverwaltung in Preußen nach der Städteordnung von 1808 (K. Kitazumi und K. Mitsunari); (3) Entwicklung der städtischen Verwaltung und Finanzen in Deutschland vom Kaiserreich bis zur Weimarer Republik (M. Sekino). Aber die umfangreichen Forschungen in Deutschland selbst waren nicht systematisch bekannt worden. 1996 und 2002 schrieb der Verfasser einen Überblick zu Forschungen über moderne Stadtgeschichte und Geschichte der Urbanisierung in Deutschland.

Außerdem beschäftigen sich viele japanische, vor allem jüngere Historiker mit verschiedenen Themen: (1) Wohnungsfrage und -politik in Berlin, Essen, Frankfurt am Main und Solingen (M.Kitamura, T.Soma, M.Oba, T.Goto und N.Yanagisawa); (2) Einführung und Entwicklung des städtischen Armenpflegesystems und Sozialpolitik (S.Kaku, Y.Kitamura und H.Tsuji); (3) Entwicklung der Stadtplanungsbegriffe und Gesetze für die Stadtplanung (K.Omura und M.Oba); (4) Städtische Boden- und Eingemeindungspolitik (M.Sekino, M.Oba, N.Tanahashi und S.Baba); (5) Entstehung und Kommunalisierung der Wasserleitungsanlagen, Elektrizitätswerke, Gaswerke und Straßenbahn (N.Kosaka, K.Tano, T.Mori und S.Baba); (6) Charakterwandel der Stadtverwaltung (Politisierung, Professionalisierung und Bürokratisierung) und Rolle der Oberbürgermeister (M.Sekino und S.Baba); (7) Stadt und Stadtbürgertum (K.Fujita, O.Kawagoe, M.Kitamura und N.Tanahashi).

Wir untersuchen die ausländische Geschichte deshalb, weil sie uns als Maßstab für die bessere Erkenntnis unserer eigenen Gesellschaft und Geschichte dienen kann. Wir würden uns jedoch freuen, wenn unsere Forschungen auch zur deutschen Geschichtswissenschaft beitragen könnten. Selbstverständlich müssten wir uns bemühen, unsere Forschungen auf Deutsch oder Englisch zu schreiben und zu veröffentlichen. Auch für die internationale Zusammenarbeit könnte die Rolle der Historiker, die die ausländische Geschichte untersuchen, von Bedeutung sein.

Zusammenarbeit der Stadthistoriker in Japan und Deutschland

1995 begann die Zusammenarbeit von sechs japanischen Stadt- und Wirtschaftshistorikern (K. Imai, S. Kaku, A. Shibamura, S. Itoh, N. Mochida und S. Baba) für die vergleichende Stadtgeschichte von Japan und Deutschland. Gleichzeitig plante diese Gruppe, mit deutschen Stadthistorikern Kontakt aufzunehmen.

1999 besuchten fünf japanische Stadthistoriker Frankfurt, Siegen, Köln, Wuppertal, Essen und Berlin, lernten die deutschen Stadthistoriker (J.Reulecke, G. Brunn, G. Ambrosius, D. Rebentisch, H. Matzerath, H. Reif, W. Hofmann und Ch. Engeli) kennen und pflegten den Meinungsaustausch. Im Jahr 2000 luden wir die Herren Reulecke und Brunn nach Japan ein und hielten Kolloquien in Tokio und Osaka ab. In Tokio hielten alle acht Teilnehmer Vorträge, und diskutierten über den Vergleich der modernen Stadtgeschichte beider Länder. Als Ergebnis wurde ein Sammelband auf Japanisch herausgegeben und 2004 veröffentlicht. Der Sammelband soll japanische Historiker mit dem neuesten Stand der modernen Stadtgeschichtsforschungen in Deutschland vertraut machen.

Eine Zusammenarbeit ist geplant. 2003 luden Herr Reif und Herr Wischermann zur wissenschaftlichen Kooperation japanische Stadthistoriker ein, und der Ver-

fasser hatte Gelegenheit, bei der Jahrestagung der GSU 2003 in Berlin einen Vortrag zu halten. Im November 2005 wurde eine Tagung der Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung zum Thema ‚Stadt-Räume in Japan‘ veranstaltet. Die Weiterführung der vergleichenden modernen Stadtgeschichtsforschung zwischen Japan und Deutschland ist sehr wünschenswert.

**Satoshi Baba, Faculty of Economics, The University of Tokyo,
<http://www.e.u-tokyo.ac.jp/fservice/faculty/baba/baba.e/baba.e.htm>**

„Culture, Economy and the City“, Konferenz
der GSU, Saarbrücken 22.-24.2.2007¹
(Tagungsbericht)

Diese in englischer Sprache durchgeführte Tagung, organisiert von Martina Heßler und Clemens Zimmermann in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung und mit Unterstützung der Fritz-Thyssen-Stiftung, betrat thematisches Neuland. Denn eine Historisierung der heute so oft und gerne evozierten „Kulturökonomien“ und „kreativen Milieus“ im städtischen Kontext hat bisher so gut wie nicht stattgefunden. Sicher werden in der angelsächsischen Forschung seit längerem „cultural consumption“ und „commodities“ thematisiert. Generell aber, so die Organisatoren in ihrer Einführung, werde in der Literatur allzu unbesehen und geradezu axiomatisch von einem „post-Fordistic leap“ in den 1980er Jahren ausgegangen, der den Blick auf frühere Erscheinungsformen verstelle. Freilich wurde bald deutlich, dass heuristisch zentrale Begriffe wie „creative milieu“, „Bohemia“ oder „cultural industry“ äußerst verschieden verstanden und gefüllt werden können. Empirisch wurden vor allem Städte in Großbritannien und Deutschland in den Blick genommen, daneben Venedig, Wien und Helsinki sowie einige außereuropäische Fälle. Fünf verschiedene Zugangsweisen waren dabei zu erkennen.

Theoretisch-typologische Überlegungen

Birgit Metzger (Freiburg) trug Ergebnisse ihrer Diplomarbeit über „kreative Milieus“ in begriffsgeschichtlicher und wissenssoziologischer Hinsicht vor und empfahl eine Kombination der Ansätze von Ludwig Fleck und dem Forscherverbund GREMI². Paolo Capuzzo (Bologna) stellte in verallgemeinernder Absicht ein Drei-Phasen-Modell städtischer Kommerzialisierung und Konsumweisen seit dem 18. Jahrhundert vor, hauptsächlich festgemacht am Wandel der (Verkehrs-)Infrastruktur.

¹ Leicht überarbeitete und gekürzte Version des zuerst über H-Soz-u-Kult (März 2007) zirkulierten Tagungsberichts.

² Akronym für: Groupe de Recherche Européen sur les Milieux Innovateurs.

Dagegen hinterfragte Jan Gert Hospers (Twente) in seinem Vortrag „What is the city but the people?“ die Vorstellung eines plan- und steuerbaren „buzz about cities“, der auf „Markenbildung“ setzt, aber nicht von der Bevölkerung mitgetragen wird.

Städtische Soziabilität

Im chronologisch am weitesten zurück reichenden Beitrag der Tagung nahm Clemens Zimmermann (Saarbrücken) die Strukturbedingungen des Buch- und Kunsthandels in Venedig und London in der Frühen Neuzeit in den Blick. Die durch Korporationen und andere innerstädtische Netzwerke bestimmte Produktions- und Vertriebswege führten zu einem streng regulierten Markt auch für kulturelle Erzeugnisse, der in London im Laufe des 18. Jahrhunderts freilich immer offener wurde. Dass die spezifischen Rahmenbedingungen der „first industrial nation“ in Rechnung gestellt werden müssen, verdeutlichte auch das perspektivenreiche Paper des aus Krankheitsgründen verhinderten Peter Borsay (Lampeter/GB). Die von ihm seit längerem verfochtene These einer „urban renaissance“ im Großbritannien des 18. Jahrhunderts weit über die Kapitale hinaus untermauerte er mit dem Verweis auf Frühformen von „heritage, tourism and nature“ als genuin städtischen Anliegen und Einnahmequellen. Wie sehr ein Jahrhundert später sogar das vermeintlich ganz von Fabriken geprägte Manchester ein dichtes Netz von „kulturökonomischen“ Einrichtungen (Presse, Clubs, Museen, Theater, Hotels, Restaurants, etc.) aufwies, legte Simon Gunn (Leicester) äußerst anschaulich dar. Alle drei Beiträge und die anschließenden Diskussionen machten in besonderer Weise deutlich, wie sinnvoll es für weitere Forschungen wäre, „Tiefenbohrungen“ in bestimmten Städten um dezidierte Vergleichsperspektiven zu ergänzen.

Stadtpolitik und städtische Festivals

Stärker von den Städten als eigenständigen Akteuren gingen vier weitere Beiträge aus. Helen Meller (Nottingham) unterstrich am Beispiel öffentlicher Grünflächen und Parks, dass es zumal in Großbritannien anfangs vor allem vermögende Privatpersonen waren, die sich durch die Überlassung und teilweise auch Gestaltung entsprechender Gelände als öffentliche Wohltäter profilieren wollten, während dies ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter dem Eindruck und als Resultat städtischer Gewerbe- und Industrieausstellungen und generell gestärkter kommunaler Zuständigkeiten zunehmend auf politischen und stadtplanerischen Entscheidungen basierte.

Stark quantitativ und durchgehend komparativ angelegt war der Beitrag von Thomas Höpel (Leipzig) zur Kulturpolitik in Leipzig und Chemnitz sowie in Lyon und St. Étienne in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Unter Berücksichtigung singulärer Einrichtungen wie der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst gelangte er zu dem Befund, dass in den beiden deutschen Städten ein höherer Grad an kommunaler Verantwortlichkeit existierte als in den französischen, die sich stärkeren Bestrebungen nach Nationalisierung und Privatisierung kultureller Projekte ausgesetzt sahen. Dagegen waren Leipzig und Lyon infolge ihrer Größe und Dynamik eher in der Lage, junge Medien wie das Kino oder Radiostationen zu fördern, während Chemnitz ca. 70% seines Kulturbudgets für das Theater aufwandte.

Weitgehend verloren ging die städtische Entscheidungsgewalt über kulturpolitische Initiativen unter dem faschistischen Regime in Venedig mit der Kunst-Biennale, seinem umgehend erfolgreichen Kino-Festival, und dem besonders lukrativen Casino. Die treibende Kraft hinter der Verstaatlichung der Tourismusindustrie war, wie Jan Andreas May (Berlin) darlegte, allerdings keineswegs eine ferne staatliche Bürokratie, sondern der seit Jahrzehnten vor Ort agierende geschäftstüchtige Graf Giuseppe Volpi. In einem weit ausholenden Referat wandte sich Jörn Weinhold (Weimar) der „re invention of port culture as respectable maritime entertainments“ zu, die durch Aufwertung von Hafenpromenaden, der Einrichtung von Großaquarien und anderer Lehr- und Vergnügungsstätten – bis hin zum geplanten Hans-Albers-Museum an der Hamburger Reeperbahn – in den letzten Jahrzehnten von den Städten zunehmend und vor allem im Hinblick auf eine kommerzialisierte Nutzung unternommen worden sei.

Private Initiativen in Städten

Diese Zugangsweise wählten die meisten Referenten. Dabei wurden Aspekte der Tourismusgeschichte beleuchtet, insbesondere der Produktion und Anpreisung neuer Bedürfnisse, sei es über Reiseagenturen, Verlagshäuser oder Hoteliers (Jill Steward/ Newcastle und Habbo Knoch/Göttingen); ferner die Schaffung neuer Stile, Moden und Blickweisen auf die Stadt, wie Chris Beward und David Gilbert (beide London) anhand der „swingenden“ Londoner Modeszene und ihrem kulturellen Umfeld in den 1960er Jahren sowie Sandra Schürmann (Hamburg) in einem Überblick über das 20. Jahrhundert für Hamburger Fotografen in einem nicht immer gewogenen Umfeld zeigten. Bis in die jüngste Gegenwart hinein ragten schließlich die Referate von Giacomo Bottà (Helsinki), der sich der Rolle der – nicht stilistisch eingegengten – Popmusik-Szenen in Manchester, Berlin und Helsinki für die Anziehung eines breiteren Publikums zuwandte, sowie von Alexa Färber (Berlin), die den

besonderen kulturellen und wirtschaftlichen Bedingungen für das Aufkommen und teilweise Fortbestehen von (Alternativ-)Kaufhäusern in Berlin und dem Selbstverständnis von „culturepreneurs“ ebendort nachspürte.

Wissenschaft und Technologie

Dass diese „Produktivkräfte“ zwar in aller Regel in Städten angesiedelt sind, aber prinzipiell über sie hinausweisen, verdeutlichten jeweils auf ihre Weise die Beiträge von Marjatta Hietala (Helsinki) und Martina Heßler (Offenbach). Erstere ging auf der Datengrundlage eines größeren Forschungsprojekts über die Auslandsaufenthalte finnischer Studenten und Professoren seit dem späten 19. Jahrhundert den „pull-factors“ akademischer Zentren wie Berlin, Paris oder Zürich nach und mithin eher der Wahrnehmung und Einschätzung bestehender kreativer Cluster. Die Mitorganisatorin der Konferenz konzentrierte sich hingegen auf die seit den 1950er Jahren in und um München unternommenen Bestrebungen, „science cities“ und „creative milieus“ anzusiedeln und anzupreisen. Ihre eher skeptischen Befunde zur „suburbanisation of science“ im „Municon valley“ galten weniger den Forschungsprojekten oder der Vernetzung Münchner Wissenschaftler als einer Periodisierung und Analyse der wissenschaftspolitischen und stadtplanerischen Zäsuren und Kontinuitäten.

Insgesamt machte die Tagung deutlich, wie vielversprechend es sein kann, dem dynamischen und genuin interdisziplinären Forschungsfeld „Kulturökonomien“ historische Tiefenschärfe zu verleihen. Als besonders anregend erwies sich die Konfrontation verschiedener nationaler, thematischer und methodischer Ansätze. Die gezielte Erforschung von kreativen Milieus und Kulturökonomien in ihrem städtischen und stadhistorischen Kontext steht – zumindest in Deutschland – sicher erst am Anfang und täte gut daran, sich vorab auf ein strenges begriffliches wie methodisches Instrumentarium und auch auf bestimmte Gegenstandsbereiche zu verständigen, um der Gefahr der Konturlosigkeit einer „black box“ zu entgehen. Die derzeitige Aufmerksamkeit für die Thematik sollte jedenfalls nicht zur umstandslosen Rückprojektion heutiger Anliegen und Strukturbedingungen auf die Vergangenheit verleiten. Eine genaue Unterscheidung der Entstehungsbedingungen von „Kreativität“, etwa in den frühneuzeitlichen Zünften oder am Hof, ihrer möglichen Applikation und Vermarktung verspricht eine bessere Einordnung des heutigen „city hype“, von der nicht zuletzt die Stadtgeschichte nachhaltig profitieren könnte.

Dr. Marc Schalenberg, Hist. Seminar der Univ. Zürich, schalenberg@hist.uzh.ch

Ernst Reuter als Kommunalpolitiker 1922 - 1953. Eine Konferenz im Landesarchiv Berlin und im Center for Metropolitan Studies der TU Berlin, 23/ 24.3.2007

Ernst Reuter zählt zu den bedeutendsten deutschen Politikern der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, und seine politische Biographie ist wie kaum eine andere von den Umbrüchen dieser Zeit geprägt. Dennoch haben die Medienöffentlichkeit, die öffentliche Erinnerungspraxis, aber auch eine am Narrativ des kalten Krieges orientierte historische Forschung ein hochgradig selektives, ja stereotypes Bild des standhaft-pathetischen Berlin-Verteidigers („Völker der Welt, schaut auf diese Stadt“) ausgearbeitet und in den Köpfen festgesetzt.

Eine internationale Konferenz des Centers for Metropolitan Studies (CMS) der TU Berlin und des Landesarchivs Berlin unternahm nun einen ersten Schritt, dieses Erinnerungstereotyp „Ernst Reuter“ zu korrigieren und zu erweitern. Sträflich vernachlässigt wurde nämlich in der bisherigen Reuter-Biographik die Tatsache, dass dieser in seinem Selbstverständnis, in seiner politischen Praxis und in seinem Renommee vor allem ein erfolgreicher Kommunalpolitiker war.

Das Konferenzprogramm folgte den wichtigsten Stationen des politischen Lebens Ernst Reuters, setzte aber darüber hinaus zwei Schwerpunkte: die Bereiche, Erträge und Folgewirkungen Reuter'scher Arbeit in der türkischen Emigration (1934 – 1946) und, im Zusammenhang damit, Ernst Reuters Passion für Stadtplanung und Städtebau.

In einer ersten, von *Gerhard A. Ritter* (München/Berlin) geleiteten Sektion wurden wichtige Voraussetzungen und Kontexte Reuter'schen kommunalpolitischen Handelns vorgestellt. *David Barclay* (Kalamazoo College) suchte nach den Wurzeln der Wende Reuters vom Revolutionär und Sowjetkommissar zum Kommunalpolitiker der Berliner SPD. *Adelheid von Saldern* (Hannover) referierte über Defizite und Konzepte früher sozialdemokratischer Kommunalpolitik („soziale Infrastruktur“ und „Gemeinwirtschaft“). *Karl Ditt* (Münster) stellte am Beispiel der Elektrizitätsversorgung die Grenzen dar, die der Kommunalwirtschaft auf Grund ihrer lokalen Fixierung gesetzt waren. *Detlef Lehnert* (FU Berlin) kontrastierte die auf

Staat und Kreditschöpfung setzende Berliner Finanzpolitik, die am Ende der 1920er Jahre in krasse Verschuldung führte, mit dem Fallbeispiel Wien, wo mit stärker genossenschaftlicher Ausrichtung ohne Verschuldungskrise etwa gleiche Versorgungsstandards erreicht wurden. Fünf weitere Vorträge erschlossen dann Stationen und Handlungsfelder Reuter'scher Kommunalpolitik in der Weimarer Republik, im Nationalsozialismus und in der türkischen Emigration. *Felix Escher* (TU Berlin) argumentierte, dass das Flaggschiffprojekt des Reuter'schen Konzepts der „Gemeinwirtschaft“, die Zusammenfassung aller Systeme des Berliner Personennahverkehrs zur städtischen Berliner Verkehrsgesellschaft (BVG), 1929/30 zur schweren Verschuldungskrise der Stadt entscheidend beigetragen hat. *Matthias Tullner* (Magdeburg) beschrieb die Kommunalpolitik Reuters in der kurzen Phase der Magdeburger Oberbürgermeister-Zeit.

Rusen Keles (Ankara) lieferte dann in einem faszinierenden, aspektreichen Vortrag eine Fülle von – der Reuterforschung bisher unbekannt – Informationen zu Ernst Reuters Mitarbeit an der kemalistischen türkischen Urbanisierung: die Ausbildung einer ganzen Generation von Kommunalbeamten, die Konzeption eines Instituts für Städtestudien an der Universität Ankara (das kurz nach Reuters Rückkehr nach Deutschland 1946 dann seine Arbeit aufnahm), vor allem aber die publizistische und persönliche Beratung des Wirtschaftsministeriums und der kemalistischen Stadtplaner bei dem Auf- bzw. Umbau der türkischen Städte nach westlichem Vorbild. Hier wurde ein Forschungsfeld eröffnet, das in kooperativer Forschung des CMS und der Universität Ankara weiter erschlossen werden soll. *Cem Dalaman* (Berlin) stellte schließlich Reuters Tätigkeit in den Zusammenhang der ca. 900(!) deutschen akademischen Exilanten, deren Netzwerk in der Türkei auch Reuter einband und ihm half, die schwierige Situation der Emigration zu bewältigen.

In einer zweiten, von *Peter Brandt* (Hagen) geleiteten Sektion gingen drei Beiträge auf Reuters „zweite Berliner Jahre“ ein. *Dorothea Zöbl* (TU Berlin) rekonstruierte das schwierige, aber letztlich doch von Respekt und Konsens geprägte Verhältnis zwischen Reuter und der amerikanischen Besatzungsmacht. *Klaus Dettmer* (Landesarchiv Berlin) schilderte anschaulich Reuters Kampf um die Einheit des Magistrats auf der Grundlage kommunaler Selbstverwaltung. *Siegfried Heimann* (FU Berlin) zeigte schließlich Ernst Reuter im Orientierungskampf der SPD dieser Zeit und wies die Gründe dafür auf, warum der Remigrant Ernst Reuter, trotz fehlender Hausmacht, so schnell eine Spitzenposition in der Partei gewinnen konnte.

Eine letzte, von *Werner Sewing* (TU Berlin) geleitete Sektion ergänzte das bekannte Bild des pragmatischen Politikers Ernst Reuter durch das Aufzeigen seiner „Visionen und Konzepte“. *Wolfgang Hofmann* (TU Berlin) zeigte dies an Reuters Engagement im Deutschen Städtetag für den demokratischen Sozialstaat in der

Weimarer Republik und die Westbindung Berlins nach 1946. *Heinz Reif* (Center for Metropolitan Studies der TU Berlin) zeigte am Beispiel einer Reise nach Amerika 1929, wie die Metropole New York Ernst Reuter zu negativen wie positiven Visionen des zukünftigen Berlin anregte. Und *Bernd Nicolai* (Bern) arbeitete auf der Grundlage eines Briefwechsels zwischen Ernst Reuter und dem ehemaligen Berliner Stadtbaurat Martin Wagner über Remigration und den Wiederaufbau Berlins wichtige Unterschiede heraus zwischen dem euphorisch und maßlos ins Große drängenden professionellen Stadtplaner Wagner und dem Kommunalpolitiker Reuter, der seine durchaus auch vorhandene stadtplanerische Euphorie stets politisch zu mäßigen und auf das Machbare zu orientieren wusste.

Auf einem Abendempfang der Türkischen Botschaft schilderte Edzard Reuter, Ehrenbürger der Stadt Berlin und Sohn des Oberbürgermeisters, farbig, anekdotenreich und anschaulich das Familienleben der Reuters und seine Jugend in der Türkei: „Jahre in der Türkei – ein lebendiges Erbe?!“ Dabei rückte er das türkische Exil seines Vaters in heutige politische Kontexte ein und „prognostizierte“, sein Vater hätte sich, wenn er noch am Leben wäre, vehement für einen Beitritt der Türkei zur Europäischen Union eingesetzt. Er schloss, ganz in der Tradition seines Vaters, mit einer Vision, nämlich der, dass eines Tages eine türkischstämmige Person das Amt des Berliner Oberbürgermeisters bekleiden möge. Die Ergebnisse der Konferenz werden in der Schriftenreihe der Friedrich-Ebert-Stiftung, welche die Tagung zusammen mit dem Deutschen Städtetag finanziert hat, veröffentlicht. Mit der Universität Ankara wird die Übersetzung und Edition der in türkischer Sprache verfassten Aufsätze und Schriften zu urbanistischen Themen vorbereitet.

**Prof. Dr. Heinz Reif, Center for Metropolitan Studies (CMS) der TU Berlin,
heinz.reif@metropolitanstudies.de**

1200 Jahre Halle an der Saale – Eine Stadt feiert sich selbst

Als Halles Oberbürgermeisterin Ingrid Häußler auf die 2006 bevorstehende 1200. Wiederkehr der schriftlichen Ersterwähnung des Ortsnamens im Jahr 806 hinwies, hatte letzteres Datum im öffentlichen Bewusstsein der Bürgerschaft keinerlei Präsenz. Die älteren Hallenserinnen und Hallenser erinnerten sich an die 1000-Jahr-Feier im Jahr 1961. Dieses Fest hatte sich auf eine ottonische Urkunde bezogen, die den Ortsnamen gar nicht erwähnte. Die Fachleuten seit dem 18. Jahrhundert bekannte Erwähnung von 806 in einer karolingischen Chronik wurde zunächst eher skeptisch zur Kenntnis genommen, denn als Anlass für ein Fest begrüßt.

Noch im Jahr 2000 hatten weder die städtische Verwaltungsspitze noch andere potenzielle Akteure einen konzeptionellen Ausgangspunkt oder gar eine feste Vorstellung zur bevorstehenden Feier. Mit der Gründung des Kuratoriums „1200 Jahre Halle an der Saale“ e.V. fand der hallesche Stadtrat Ende 2002 schließlich eine Antwort auf die Frage nach der geeigneten Organisationsform der konzeptionellen Vorbereitungen. Die Entscheidung dafür, die Formulierung einer Rahmenkonzeption für das Jubiläum einem auf breite Beteiligung angelegten Mitgliederverein zu übertragen, prägte alle weiteren Vorbereitungen und erwies sich letztlich als Glücksgriff. Im Gegensatz zu Dresden, wo ein mit gleicher Zielstellung gegründeter Verein an der Erarbeitung einer Konzeption scheiterte und in Streit mit der Stadt und anderen Akteuren der Festvorbereitung geriet, bis der Stadtrat ihm schließlich die übertragene Kompetenz entzog, gelang es dem Kuratorium „1200 Jahre Halle an der Saale“ über drei Jahre der Vorbereitung und das Festjahr selbst hinweg, zwischen Wünschen und Ideen aus Bürgerschaft sowie öffentlichem Leben und den politischen Entscheidungsträgern zu vermitteln und ein allgemein akzeptiertes Konzept zu formulieren und mit umzusetzen. Angesichts der sich zwischen 2002 und 2006 dramatisch verschärfenden finanziellen Situation der Stadt und der in Halle auch im ostdeutschen Großstädtevergleich als gering wahrgenommenen Verbundenheit der Bürgerschaft mit ihrer Stadt war die Breite der Akzeptanz nicht selbstverständlich, auf die das gewählte Vorgehen und das Ende 2005 auf Basis der 2004 durch den Stadtrat verabschiedeten Rahmenkonzeption vorgelegte Programm stießen. Dazu trug entscheidend bei, dass der 2003/04 vollzogene Prozess der Findung von Ideen und der Formulierung von Vorhaben sich ernsthaft auf den Willen zur Betei-

ligung der Bürgerschaft stützte und nicht bereits in städtischen Gremien vorgefasste Themen und Projekte akklamierte. Der damit einhergehende Verzicht auf eine Schwerpunktsetzung für den die Stadtrepräsentation nach außen tragenden Teil des Festprogramms oder ein an touristischem Potenzial orientiertes dominierendes Thema wurde nicht zum Problem.

In Halle hat die Diskussion um ein Leitbild für Selbstwahrnehmung und Image, aus dem solche Schwerpunktsetzungen erwachsen könnten, gerade erst breit begonnen. Das Nebeneinander vieler Themen wurde vor diesem Hintergrund in der Stadt selbst nicht als Mangel empfunden, sondern war Voraussetzung für eine hohe aktive Beteiligung von Vereinen, Verbänden, Institutionen und einzelnen Bürgern an Programmpunkten des Festjahres.

Die Stadt steuerte – durch die Vergabe von Fördermitteln – das Programm direkt lediglich in bescheidenem Umfang. Die Masse der Veranstaltungen entsprang Initiativen aus der Bürgergemeinde oder aus Einrichtungen. Die Stadt trat nur bei Eröffnungs- und Abschlussveranstaltung, den Festen zum Abschluss bedeutender Baumaßnahmen und aus finanzierungstechnischen Gründen bei einzelnen Open-Air-Großveranstaltungen als Veranstalter auf.

Vier große Ausstellungen zogen die thematischen Leitlinien. Die Ausstellungsvorhaben ergaben sich aus dem Prozess der Erarbeitung der Rahmenkonzeption. Die touristisch ohne Zweifel attraktivste widmete sich Kardinal Albrecht von Brandenburg, dem großen Gegenspieler Martin Luthers als Renaissancefürst und Kunstmäzen. 45.000 Besucher sahen zwischen September und November 2006 Kunstwerke aus Museen in ganz Europa, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die hallesche Residenz des Kardinals geschmückt hatten und zum größten Teil erstmals wieder an ihren Herkunftsort zurück kehrten. Die hallesche Moritzburg, heute als Sitz eines Museums der künstlerischen Moderne bekannt, geriet mit dieser Ausstellung als bedeutender europäischer Renaissanceort in den Blick.

Ein gleichermaßen kultur- wie religionsgeschichtlich interessantes Datum würdigte eine Ausstellung in den Franckeschen Stiftungen zur Dänisch-halleschen Mission in Südindien, der ersten evangelischen Mission der Kirchengeschichte, die am Beginn des europäischen Indienbildes der Neuzeit stand. Ausstellung und wissenschaftliche Begleitprojekte gaben über die Monate von Mai bis Oktober 2006 hinaus Impulse für kulturelle und wirtschaftliche Kontakte nach Indien, wie die Jahrestagung der Deutsch-Indischen Gesellschaft in Halle eindrucksvoll belegte.

Die nahezu aus dem Stadtbild verschwundene Industriegeschichte Halles war Gegenstand einer Schau im Stadtmuseum zwischen September 2006 und März 2007. Hier wurde eine Epoche lebendig, die vielen Bürgern Halles noch erlebte Realität ist.

Vor allem im Begleitprogramm stellten die drei genannten, der Vergangenheit gewidmeten Ausstellungen auch Fragen an die Gegenwart der Stadt. Explizit einen in Stadtbild, lokaler Politik und öffentlicher Diskussion gegenwärtigen Topos – Stadtbau vor dem Hintergrund von Schrumpfung – thematisierte die vierte große Ausstellung, „WandelHalle – Stadt als Ansichtssache“, die von Juni bis September 2006 zu sehen war. Die Stadt Halle trägt mit Halle-Neustadt das Erbe der ambitioniertesten Großsiedlung der städtebaulichen Moderne in Ostdeutschland. Die Herausforderungen, die sich aus dem Wandel von Wirtschaftsstruktur, städtebaulichen Anforderungen und Demographie der Bevölkerung ergeben, machen die Stadt zu einem Laboratorium für Prozesse, wie sie gegenwärtig Großstädte in ganz Europa auszuhalten haben. Die an lokalen Beispielen aufgezeigten Probleme, vor allem aber die präsentierte Einsicht, dass Lösungen, wie sie das Allmachtsdenken der Stadtplanung der Moderne suggerierte, nicht zu finden sind, fand international Aufmerksamkeit unter Fachleuten und provozierte – wie durchaus beabsichtigt – Widerspruch und grundsätzliche Diskussionen.

Die Hallenserinnen und Hallenser nahmen das Begleitprogramm mit beeindruckender Intensität wahr. Auch hier bewährte sich der breite Ansatz der Jubiläumsvorbereitung. Die Ausstellung fand in der organisatorischen Verantwortung der Stadt und mit Hilfe der Fachverwaltung statt. Kuratiert aber wurde sie durch einen Stadtplaner von außen. Die amtliche Stadtplanung hätte wohl die Kraft zum Vorhaben an sich und vielen Einzelaussagen der Ausstellung allein nicht aufgebracht. Die Bilanz von mehr als 500 Veranstaltungen mit etwa 40.000 Mitwirkenden zwischen der feierlichen Eröffnung am 23. Februar und dem Abschluss am 3. Dezember 2006 und 1,5 Millionen Besucher wird in Halle als erfolgreich empfunden. Mehr als touristische Effekte, die Wiederbelebung und Verstärkung von Städtepartnerschaften oder die Auswirkungen auf die Wahrnehmung Halles von außen hat die Möglichkeit der aktiven Beteiligung an Ideenfindung und Umsetzung zu dieser Wahrnehmung beigetragen. Der weitgehende Verzicht auf konzeptionelle Vorgaben durch die Stadtspitze und die gelungene organisatorische Umsetzung des Beteiligungsprozesses machten den spezifischen Erfolg der 1200-Jahr-Feier möglich: ein signifikant gestiegenes Maß an Identifikation der Bürgerschaft mit der Stadt. Ob diese, durch die Oberbürgermeisterin als „neues Wir-Gefühl“ apostrophierte Stimmung in der Stadt weiterwirkt, muss sich zeigen. Das, was ein Stadtjubiläum als städtisches Fest zu einem solchen „Wir-Gefühl“ beitragen kann, hat die 1200-Jahr-Feier in Halle geleistet.

Dr. Andreas Schmidt, 2003 bis 2007 Geschäftsführer des Kuratoriums „1200 Jahre Halle an der Saale e.V.“, schmidt_and@web.de

Geschichte der Straße. Bau, Nutzung, Raumerschließung von Fernstraßen. Eine Konferenz des AK Verkehrsgeschichte der GUG am 11.-12.5.2006 in Köln *(Tagungsbericht)*

Bau und Unterhaltung von Straßen gehören erst seit dem 20. Jahrhundert zu den zentralen Feldern staatlicher Infrastrukturpolitik. Lange stand die gesellschaftliche Bedeutung der Straßeninfrastruktur in einem diametralen Verhältnis zur geringen Bedeutung der Straße als Untersuchungsgegenstand der Geschichtswissenschaft. Der Workshop präsentierte neuere Forschungsarbeiten zur politischen Herrschaftsgeschichte, zur Wirtschafts- und zur Kulturgeschichte der Straße und zeigte die gesellschaftsgeschichtliche Relevanz der Straßengeschichte. Zur Geschichte der Infrastrukturen gibt es seit einigen Jahren vermehrt neue Forschungsansätze. Hier spiegelt sich der gesellschaftliche Diskussionsbedarf um die Zukunft der öffentlichen Güter. Auch in der Geschichte der Straße werden Fragen der Privatisierung und Deregulierung, der Wirkungen des Straßenbaus auf die räumliche Entwicklung und Sicherung gleichwertiger Lebensverhältnisse, aber auch des infrastrukturellen Rückbaus angesichts schrumpfender Bevölkerungszahlen sowie Fragen des Denkmal- und Ensembleschutzes erörtert. Das Interesse an der Tagung des von Hans-Liudger Dienel und Susanne Kill geleiteten Arbeitskreises war größer als in den Jahren zuvor. Die Tagung war in drei Sektionen dem Chausseebau seit dem späten 18. Jahrhundert, dem Bau von Autofernstraßen im 20. Jahrhundert und internationalen Vergleichen im Straßenbau gewidmet.

In einer ersten Sektion zum Chausseebau behandelten Nicole K. Longen (Universität Trier) und Oliver Sander (Bundesarchiv Koblenz) die quantitativen und qualitativen Veränderungen des staatlichen Straßenbaus in der Sattelzeit von 1770 bis 1830. Sander konzentrierte sich auf den zwischenstaatlichen Erfahrungstransfer in Technik und Verwaltung des Straßenbaus und integrierte auch symbol- und umweltgeschichtliche Fragestellungen. Longens Vortrag über die Entwicklung des Stra-

Benbaus im Kurfürstentum Trier von 1750 bis 1850 überraschte mit der Feststellung, dass Fronpflichtige über die politischen Regimewechsel zur französischen und zur preußischen Herrschaft hinweg einen großen Teil der Baulast im Straßenbau trugen. Erst die preußische Herrschaft schaffte die Fronpflicht für Provinzialstraßen ab, behielt aber die Fronpflicht für den kommunalen Wegebau bei.

Jan Ludwig (Basalt-Actien-Gesellschaft) und Benjamin Steininger (Deutsches Museum) beschäftigten sich mit der Baustoffproduktion im Nationalsozialismus. Steiningers Ansatz überträgt die diskursanalytische Begrifflichkeit und Methodik der New Cultural History auf die Technik- und Wissenschaftsgeschichte des Straßenbaus.

Hans-Ulrich Schiedt (Universität Bern), Uwe Müller (Universität Frankfurt/Oder) und Karl Heinrich Kaufhold (Universität Göttingen) behandelten die Entwicklung des Straßenbaus im 19. Jh. und seine Auswirkungen auf die Modernisierung der Wirtschaft und die Verschiebung von Standortlagen. Schiedt bezeichnete den Schweizer Straßenbau als eine Mischform aus dem britischen Entwicklungspfad der inkrementalen Innovation im Straßenbau durch eine dezentrale Straßenbauplanung („development by shortage“) und dem französischen Modell der zentralistischen Innovation („development by excess“). Schiedt stellte dabei die bislang einzigartige historische Datenbank des Schweizer Straßennetzes vor, in dem die Entwicklung des Schweizer Überlandstraßennetzes mit Hilfe des Geographischen Informationssystems (GIS) dargestellt ist. Müller hob die Bedeutung des Straßenbaus für gesellschaftliche Modernisierungsprozesse heraus. Ungeachtet des relativen Rückgangs des Straßenverkehrs seit dem Beginn des Eisenbahnzeitalters war der Straßenbau auch nach 1840 ein quantitativ bedeutendes Feld staatlicher Infrastrukturausgaben. Trotz der zunächst überlegenen Konkurrenz der Bahn konzentrierte sich der Staatsstraßenbau in Preußen zunächst weiterhin auf Fernverbindungen. Erst die preußischen Dotationsgesetze von 1875/1903 förderten die Flächenerschließung der wirtschaftlich zurückgebliebenen Kreise durch Baukostenzuschüsse. Kaufhold stellte in seinem Referat über den Wandel der Verkehrsbeziehungen im südlichen Niedersachsen dar, wie die wirtschaftliche Standortkonkurrenz der Staaten Hannover und Braunschweig mit den Mitteln des Staatstraßen- und Staatseisenbahnbaus ausgetragen und beeinflusst wurde.

Bernd Kreuzer (Universität Linz) wandte sich in einer vergleichenden Untersuchung den privaten und staatlichen Autobahnplänen in sieben europäischen Ländern bis 1945 zu und wartete mit einigen generalisierbaren Ergebnissen auf: der geringe Motorisierungsgrad im Vorkriegseuropa ließ private Straßenbauprojekte meist scheitern, während die staatliche Straßenbaufinanzierung in Deutschland und den Niederlanden einen investiven Vorlauf vor der Massenmotorisierung

ermöglichte. Reiner Ruppmann (Universität Frankfurt/Main) konnte in seinem Beitrag über den Autobahnbau im Raum Frankfurt zeigen, dass die regionalen Sektionen der „GEZUVOR“ die Linienführung der Reichsautobahn durchaus beeinflussen konnten und korrigierte damit die bisherige Vorstellung von der Autobahnplanung als top-down-Prozess.

Der Beitrag von Axel Doßmann „Ende der Autobahn. Zur begrenzten Mobilität in der DDR“ behandelte die Straße als Ort der Kontrolle und Überwachung und als symbolischen Ort für die Austragung des deutsch-deutschen Konfliktes. Welche politischen Sicherheitsprobleme sich für das Ministerium für Staatssicherheit und die Grenztruppen der DDR durch die Transitautobahnen ergaben, wurde nicht nur in den gewaltigen Grenzübergangsstellen in Marienborn und anderen Orten sinnfällig deutlich. Als potentielle Stätten der illegalen Begegnungen zwischen West- und Ostdeutschen stellten die Parkplätze und Raststätten an den Transitstrecken ein besonderes Sicherheitsproblem für das MfS dar.

Mit den Wechselbeziehungen der Straßenplanung von Politik und Verkehrswissenschaft im Zeitraum von 1967 bis 1975 befasste sich Alexander Gall (Deutsches Museum). Die späten sechziger Jahre bedeuteten eine ausgeprägte Zäsur in der Entwicklung der Straßenplanung, als die Straßenplaner mit wissenschaftlich objektivierten Planungsverfahren Sachzwänge für die Finanzierung sehr aufwändiger Straßenbauprogramme schufen. Gijs Mom (Technische Universität Eindhoven) wies in seinem Referat auf die Desiderate der historischen Straßenforschung hin. Während es beispielsweise für Belgien, die Niederlande und die Schweiz lückenlose Datenreihen über die Straßenbauinvestitionen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gibt, steht diese empirische Grundlagenarbeit für die größeren europäischen Nationalstaaten noch aus. Mom mahnte international vergleichende Forschungsprojekte zur Straßenkultur („culture of roads“), zur Rolle des Straßenbaus für die Veränderung und Ausweitung staatlichen Handelns („governance“), zur Rolle technokratischen Denkens und Handelns, zur Bedeutung von Zukunftserwartungen und Visionen an. Ein ‚Schivelbusch of the roads‘, d.h. eine Untersuchung über die Veränderung der Landschaftswahrnehmung und Landschaftserfahrung durch das Auto, stünde noch aus.

Thomas Zeller (University of Maryland) behandelte die Herstellung von Landschaft durch Straßen in Deutschland und in den USA und zeigte, wie Landschaftserlebnisse für Autofahrer auf Touristikstraßen inszeniert wurden, und welche Konflikte sich durch die divergierende Nutzungsinteressen an der ‚Landschaft‘ ergaben. In seinem Vergleich von Touristikstraßen im nationalsozialistischen Deutschland und den USA der Ära Roosevelt identifiziert Zeller fast identische Intentionen und pädagogische Instrumente zur Erfahrung einer inszenierten Landschaft.

Jan Oliva (Feuillade, Frankreich) stellte die gescheiterten Pläne zur Schaffung eines tschechoslowakischen Nationalstraßennetzes zur Zeit der ersten tschechoslowakischen Republik (1919–1938) dar, die von der Absicht bestimmt waren, die politische und wirtschaftliche Integration des geographisch zerklüfteten multiethnischen Staates zu fördern.

Michael Wagner (Universität Erfurt) berichtete über den Aufbau des mexikanischen Fernstraßennetzes zwischen 1925–1945, der sich als Katalysator für die Entwicklung wirtschaftlicher Potentiale und für die gesellschaftliche Veränderung im Lande erwies. Klaus Pirke (Rheinisches Industriemuseum Oberhausen) schließlich stellte Konzeption und Inhalte der Ausstellung „Abgefahren! Vom Straßenbau im Rheinland“ vor. Im Kontext der musealen Aufbereitung des Themas Straße wurde noch einmal deutlich, wie eng Alltagsgeschichte und Infrastrukturgeschichte miteinander verbunden sind.

**Dr. Christopher Kopper, Privatdozent an der Universität Bielefeld,
ckopper@hotmail.com**

**Dr. Hans-Liudger Dienel, Zentrum Technik und Gesellschaft der TU Berlin –
nexus Institut für Kooperationsmanagement, Dienel@ztg.tu-berlin.de**

Dr. Susanne Kill (Deutsche Bahn)

Metronomaden. Eine Tagung über Reisen zwischen Berlin, Paris und Moskau 1918–1938, Osnabrück, 15./ 16.6.2006 (Tagungsbericht)

Wohin die Reise geht, weiß heute virtuell fast jeder, bevor er sie antritt. Die global vernetzte Welt kennt keine ‚terra incognita‘, ist immer zugänglich und überall betrachtbar. Doch die Siegesmeldungen über die endlich erreichte Vereinheitlichung des Globus beunruhigen nicht nur diejenige, die in den deutlich schlechter angeschlossenen Vororten des ‚Global Village‘ leben. Bald sehen deren Bewohner sich doppelt betrogen: einerseits um die Gleichheit der Zugangschancen, die sie angeblich schon haben, andererseits um die Spezifik ihres Lebenskontexte, die von der Globalisierungsdynamik vereinheitlicht werden. Diese Skepsis erfahren auch diejenigen, die von der Ersten aus die so genannte Dritte Welt bereisen. Sie bewegen sich in einem unheimlichen Quadrat der fernen Nähe. Seine vier Ecken sind: die Erleichterung, in der Fremde alles so zu finden, wie es sie von zu Hause kennen, und die Enttäuschung darüber, der Wunsch, in der Fremde alles nicht so finden, wie sie es von zu Hause aus kennen, und die Angst davor. Hat das Reisen noch einen Eigensinn, der kein redundanter wäre? Warum um die halbe Welt fliegen, um auch am Zielort BBC World zu sehen, Radio France International zu hören oder Spiegel Online anzuklicken ist? Wohin mit Elan und Aufwand aufbrechen, wenn, einer These Boris Groys’ zufolge, jede große Stadt demnächst ein (wenn auch je anders strukturierter) Fleckenteppich aller Weltkulturen sein soll, ihr ‚China Town‘ haben wird, ihre amerikanische ‚Suburb‘ und vielleicht ihr ‚Little Europe‘? Diese Fragen sind natürlich rhetorisch. Offensichtlich erzeugt die Globalisierung als ihre eigene innere Gegenbewegung ein weltweites Verlangen nach Diversität und Alternativen zur drohenden Verarmung und Nivellierung. Wer reist, verspricht sich von der Fortbewegung und von seinem Ziel etwas, was das Verharren an seinem bisherigen Platz nicht bieten zu können scheint. Das tun heute, aus nahe liegenden Gründen, die Meisten.

Medienkulturell inspirierte Abwanderung zu den bestvernetzten Zentren der postkolonialen Welt, ökonomisch angetriebene Migration im interkontinentalen

Maßstab, das sind Entwicklungen insbesondere der letzten 30 Jahre. Angedeutet haben sie sich schon nach dem Ersten Weltkrieg, deren innereuropäische Reisen Gegenstand eines von der VW-Stiftung geförderten Forschungsprojekts waren, das von dem Germanisten Walter Fähnders, den Romanisten Wolfgang Asholt und Wolfgang Klein (alle Universität Osnabrück) und dem Slawisten Wolfgang Stephan Kissel (Universität Bremen) geleitet wurde. Sein Augenmerk galt häufig politisch motivierten, allemal kulturpolitisch interessierten Erkundungen von schreibenden Reisenden zwischen Moskau, Berlin und Paris in den Jahren 1918 und 1939. Unausweichlich waren das innereuropäische Zeitreisen, Exploration der sichtbar-atmosphärisch vor Ort zu erfahrenden Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eines Europa, das mit dem Ausgang des Weltkriegs aufgehört hatte, das altvertraute, traditionell weltbeherrschende zu sein. Von da her beschreiben diese Reise Orientierungspunkte auf der ‚Mental Map‘ eines verunsicherten Kontinents, der seinen neuen Ort sucht und gegenüber neu heraufziehenden fremd wirkenden Hegemonien behaupten muss: gegenüber dem neuen weltpolitischen Gewicht Amerikas (der USA) und ‚Asiens‘ (der Sowjetunion) wie gegenüber den sozio-kulturellen Transformationen durch den Imperativ neuer Verkehrs- und Produktionstechnologien, neuer Techniken der Bild- und Schriftübermittlung und neuer Formen der arbeitsgesellschaftlichen Organisation. Das Projekt fokussierte dabei auf die drei Hauptstädte, die in diesen Jahren unbestritten die bevorzugt konsultierten Indikatoren des europäischen Zustands waren. Da es nicht schlankweg pragmatische, Mobilitäts- oder Verkehrsgeschichte im Sinn hatte, richtete sich sein Interesse zunächst auf die schriftlichen (von dort aus im auch die kulturellen und künstlerischen) Sedimentierungen der damaligen Bereisung von Moskau, Berlin und Paris und die darin sich abzeichnende Wahrnehmung dieser Metropolen. Innerhalb von knapp zweieinhalb Jahren haben die Forscher drei Kolloquien auf die Beine gestellt, von denen die beiden ersten (die 2004 in Osnabrück bzw. Cerisy stattfanden) bereits als Aufsatzbände dokumentiert sind.¹ Weitere Arbeiten, die aus das Projekt hervorgegangen sind: Dissertationen über ‚Reisen zwischen den europäischen Metropolen der Zwischenkriegszeit‘ (Inka Zahn), ‚Paris in der deutschsprachigen Literatur des entre-deux-guerre‘ (Hendrik Weber) und republikanische Reiseberichte aus dem Spanischen Bürgerkrieg (Rüdiger Reinecke), stehen vor dem Abschluss.

Die Vorträge der von der Projektgruppe veranstalteten Tagung, die am 15. und 16. Juni 2006 unter dem Titel *Europa Stadt Reisende* an der Universität Osnabrück

¹ Walter Fähnders u. a. (Hrsg.), Berlin, Paris, Moskau. Reiseliteratur und die Metropolen, Bielefeld 2005; Wolfgang Asholt /Claude Leroy, Die Blicke der Anderen. Paris - Berlin - Moskau, Bielefeld 2006. In Vorbereitung ist bereits auch ein Band, der die hier beschriebene Tagung dokumentieren soll: Walter Fähnders/Wolfgang Klein/Nils Plath, Europa Stadt Reisen. Blicke auf Reisetexte 1918–1945, Bielefeld 2007.

stattgefunden hat, waren auf gewinnende Weise kenntnisreich, sachlich und intensiv. Tonangebend dafür war die key note speech von Erhart Schütz (Humboldt Universität Berlin) über ‚Berlin-Darstellungen als Paradigma für eine europäische Moderne‘. Schütz entfaltete ein breites, plastisches und detailliertes Panorama der literarisch-zeitdiagnostischen Berlin-Darstellungen zwischen dem Ende des Ersten und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs. Es verband grelle Momentaufnahmen mit kulturhistorischen Narrationen, die an das von der heutigen Tourismusforschung diskutierte Konzept einer ‚Biographisierung der Stadt‘ anzuschließen sind. Nach 1918 erschien Berlin zumal den aus der Fremde Angereisten als das Experimentierfeld eines aufgelassenen Nationalismus. Galten die moderne Metropolen überhaupt als Schule zur (Schärfung der) Wahrnehmung des Heterogenen, so besonders Berlin, das von vorbeiziehenden wie verharrenden Besuchern, Reisechriftstellern wie Korrespondenten als amerikanisierte Stadt, von dem aus dem sowjetischen Russland ausgereisten Andrej Belyi als neues Afrika beschrieben wurde. Die Schlagworte schwirrten durch die Blätter: Berlin als Betrieb und Fabrik, als Stadt des Tempos, in der selbst das Vergnügen eine Industrie, die Freizeit zur Arbeit wird (das heißt heute: Stress in der Multioptionsgesellschaft). Daneben und danach: Berlin als Fokus der Weltwirtschaftskrise, als hypermobiles Nomadenlager, als Ort und Quelle einer plurikulturellen Modernität. Französische Beobachter (Félix Bertaux und Jean Giraudoux) zeigten sich von den Berliner Nudisten verblüfft, und zumal Giraudoux schrieb ihnen einen vorgesellschaftlich-paradiesischen Status zu. Was auch zeigt, dass alle Angereisten zuerst und bevorzugt das ihnen Fremde bemerken und bald dazu neigen, es zum (den darin Befangenen unbewussten) Symptom des allgemeinen Zustands zu erklären, in dem sich der fremde Ort oder gar der von ihm aus neu gesehene Kontinent befinden soll. Die Angstlust und Emphase dieser Zuschreibung steht jedoch im Schatten zweier Weltkriege. Um 1940 erscheint Berlin beiden, der NS-Heerführung wie der sie bekämpfenden Allianz, als das Zentrum Europas. Infolgedessen wurde eine gewisse Abwendung vom Berlinischen, einem Wort Peter Esterhazys, zum Fundament des geteilten Nachkriegseuropas. Was nun, nach 1989/90? Vorsichtig plädierte Schütz für eine Differenzierung der Rede und Wahrnehmung von Metropolen, die sich nur im Spiel der ihnen eigenen (zugeschriebenen) Unterschiede nebeneinander behaupten könnten.

Einen anderen Zugang wählte Nils Plath (Universität Osnabrück). Sein Vortrag zum ‚Metropolenbesuch als Zeitreise. Stadt Modell Wahrnehmung‘ hatte einen fast französisch zu nennenden Theoriestil, der an Roland Barthes erinnert. Plath präsentierte die Stadt, diesen paradigmatischen Orte der Moderne, als ebenso massive wie elusive Erfahrung. Dem Schock ihrer megalomanen Gegenwart liegt eine konstante Vernichtung von Vergangenheitsspuren zu Grunde. Der Vortrag

kreiste deshalb um den Begriff der Leerstelle. Dieser scheint geeignet, den Schein der Unabsehbarkeit und Geschlossenheit, den dichte städtische Besiedelung als Raumeindruck suggerieren, geschichtlich zu durchbrechen. Erst so wird im Zeitbild Stadt, deren Transitorik und ihre abwesende (zerstörte, überbaute) Vergangenheit erkennbar. In Brechts ‚Lesebuch für Städtebewohner‘ erweist sich die Form des Lebens in dystopischen urbanen Zentren als Schule des Verhaltens in einem Verdrängungskampf, den nur besteht, wer sich und seine Spuren unsichtbar zu machen weiß. Der spurwidrige Zeitraum Stadt drängte, so Plath, im Berlin der Nachkriegszeit zur stadträumlichen Selbstmanifestation. Die zerbombte Metropole verleugnet ihre eigene Urbanität und Modernität, erscheint als landwirtschaftliche Nutzfläche und ruinöse Antike. Plath verfolgte hier die Verbindung der Stadtphysiognomien Werner Hegemanns (Das steinerne Berlin, 1930) und Wolf Jobst Siedlers (Die gemordete Stadt, 1964). Als Hegemanns Buch herauskam, schien Berlin – etwa in den Augen Giraudoux’ – keinen Wert zu legen auf eine Vergangenheit, die es haben könnte. Es war zugleich die Zeit, in der Freud wie Benjamin den Erinnerungshof des (großstädtischen) Zeitgenossen archäologisch verstehen. Plath versah deren Bestimmungen mit einem medienhistorischen Index: das aktuelle geschichtliche Bewusstsein perspektiviert (und wird ko-formiert durch) unseren Blick in den Speicher der Bildmedien. Das Berlin, das sich nach 1945 mehrfach gehäutet hat, wirkte demnach wie das Areal einer doppelten Löschung. Zunächst, kriegsbedingt, großer Teile seiner baulichen Vorgeschichte, dann der Erinnerung daran, dass – und warum und wodurch – sie ausgelöscht wurde.

Ein Bewegungsmuster suchender, schließlich verunsicherter und gehemmter Schritte präsentierte Henrik Weber (Universität Osnabrück) unter dem Titel ‚Der fremde Ort Paris. Überlegungen zu Franz Hessels reisender Flâneur-Figur vor und nach 1933‘. Seit 1906 war Hessels als Autor wie Reisender zwischen Deutschland und Frankreich gependelt. Als ihm die so genannte Machtergreifung den Rückweg nach Berlin versperrte, wurden diese beiden Rollen haltlos. Anhand von Hessels Schicksal fragte Weber: Was wird aus dem Reisenden der 1920er Jahre im Exil? Hessels idealtypischer Flâneur bewegte sich im Grenzgebiet zwischen Vertrautheit mit und Fremdheit gegenüber dem durchstreiften Stadtraum. Von seiner Präferenz fürs Prekäre, Transitorische spricht das Hesselsche Konzept des ersten Blicks. Es ist der Blick des fremden Entdeckers, vor und jenseits der Eingewöhnung. Als Schlüsseltext dieses Typs flânierender Stadtwahrnehmung interpretierte Weber ‚Die Vorschule des Journalismus. Ein Pariser Tagebuch‘ (1927), einen Artikel, den Hessel erst habe schreiben können, da er sich, nicht mehr als Paris-Korrespondent von deutschen Blättern zum Schreiben beauftragt, die Frage nach dem Sinn seines dortigen Aufenthalts stellen musste. Indem Hessel berichtet, wie er für einen

Freund ein Pariser Hotel suchen soll, wird ihm die ganze Stadt zum Hotel. Diese Demarche nimmt der Autor elf Jahre später in einer Serie von Feuilletons noch einmal auf. Diesmal aber trifft die Pressiertheit einer Flâneur-Begleiterin, die eine Schiffspassage nicht verfehlen darf, auf die Zeitlosigkeit des Flâneurs, welcher seiner ziellos schwebenden Aufmerksamkeit ihr altes Recht bewahren will. Weber versteht Hessels Rückweg ins Paris von 1938 als paradoxe Heimkehr in eine Fremde, die immer schon Heimat gewesen war, eine Heimkehr, bei der der Flâneur alter Schule indessen seine Unschuld verliert, da die gewohnte fremd-vertraute Wahrnehmung der Stadt die akut neue Exil-Situation verharmlosen muss. Der Vortrag rührte an jenem wichtigen Punkt, an dem einem Autor das Prinzip seiner lebensräumlichen Poetisierungen abhanden kommt und der diskursive Glanz des Konzepts mit dem sozialen Elend des Schreibenden kollidiert.

Das Referat von Oliver Lubrich (FU Berlin) zur ‚Berlin-Wahrnehmung nach 1933 durch ausländische Reisende‘ war eine schöne Einladung, sein Buch ‚Reisen ins Reich 1933–1945‘ nachzulesen.² Lubrich führte vor, wie den über die Reichsgrenze angereisten Berlin-Touristen die Verlockung, sich in der faschistischen Hauptstadt einer verjüngenden Selbsterisierung in die Arme zu werfen, zunehmend schal wird. In mehrerlei Hinsicht unterschied sich ihr Erleben Berlins von den Wahrnehmungsmustern der Berliner und der Reichsdeutschen: Ihr Erleben der Stadt und des Lands begann abrupt, schockartig; sie hatten die Gelegenheit, kontrastiv wahrzunehmen, sich von den heimischen Parametern, eigenen Vorerwartungen, gängigen Europa-Ideen absetzend; ihre Einstellung zur bereisten Fremde wandelte sich dynamisch – in der Regel von freundlichen Illusionen zu einem Zustand der Enttäuschung; ihre Berichte sind offener für die Aufnahme von Widersprüchen, und zwar sowohl im Erlebten wie im erlebenden Reisenden, und sie sind generisch-literarisch moderner, komplexer, da weit weniger von den Denk- und Zensurbeschränkungen der NS-Literaturpolitik erdrückt. Der allmähliche Übergang von Sympathien mit dem zur Distanzierung vom ‚Dritten Reich‘ scheint das Schreiben vor allem der angelsächsischen Autoren zu bestimmen (Martha Dodd, Thomas Wolfe, Christopher Isherwood). Diejenigen, die sich dem Land sprachlich-kulturell-geographisch näher fühlten – etwa von der deutschsprachigen Schweiz oder von Dänemark aus – wählen grellere Perspektiven. Bei ihnen erscheint Berlin als Krankheitsherd, als kafkaeskes bürokratisches Staatsgefängnis (Meinrad Inglin), ja als exotisch-unheimliche Ferne, als Mekka, tibetanisches Hochgebirge, Atlantis und Tiefseeraum (Tania Blixen). Angefügt sei, dass dieser Vortrag überaus klar aufgebaut war, plausibel argumentierte und luzide vorgetragen wurde.

² Oliver Lubrich, *Reisen ins Reich 1933–1945. Ausländische Autoren berichten aus Deutschland*, Frankfurt am Main 2004.

Russische Perspektiven brachte der Vortrag von Wolfgang S. Kissel (Universität Bremen) zur Geltung: ‚Transitstation, Fluchtpunkt, Enklave. Der russischen Berlin-Text der frühen Zwanziger Jahre‘. Eindrücklich rekapitulierte er die Revolutions-Emigration von etwa 600.000 Russen, die Anfang der 1920er Jahre Mittel- und Westeuropa erreichten. Mehr als die Hälfte davon kam, wie die Forschungen Fritz Mieraus und Karl Schlögels dargelegt haben, nach Berlin. Die Stadt wurde zur Prolog-Station einer Emigration, die sich im Rückblick als erste und intellektuell-literarisch produktivste und eigenständigste nach der Oktoberrevolution erwies. Trotz der Restriktionen, mit denen die junge Sowjetunion den Ausreisewilligen begegnete, lebten die 1920 bis 1924 nach Berlin gekommenen Russen in einem liminalen Zustand: nicht mehr dabei, aber noch nicht endgültig draußen. Nicht nur auf den Titeleien ihrer Buchpublikationen bildete sich der merkwürdige städtische Chronotopos Berlin – Moskau – Petrograd. Was die Schule von Tartu als Dichotomie eines Moskau- und eines Petrograd-Textes herauspräpariert hatte, eine spannungsreiche Juxta- und Superposition, die eine fundamentale Polarität der russischen Literatur ausmacht, dehnte sich nun auf die deutsche Hauptstadt aus: aus dem russisch-europäischen Petrograd wurde das russisch-europäische Berlin.³ Kissel untersuchte diese Konfigurationen an Viktor Sklovskijs ‚Zoo oder Briefe nicht über die Liebe‘ (1923). An den wie klaffend offen stehenden Sklovskijschen Briefen erkannte Kissel mehrere anspielungs-thematische Reihen: eine erotische, vestimentäre, technische, animalische, politische, eine Reihe der topographischen Überblendungen und eine der wechselseitigen Durchdringung und Verunsicherung der Textgenres und ihrer Geltungsansprüche. Seine Raffinesse verdankt Sklovskijs Buch der in ihm durchgeführten doppelten (konzeptuell-schriftstrukturevidenten) Reflexion eines Literaturtheoretikers, der das von ihm selbst aufgefundene Schema zu einer literarischen Reflexion zweiter Potenz erhebt.

Schneisen durch ein großes und dichtes Gebiet. Die Wege zur Erforschung der literarischen, kulturellen und politischen Imaginationen-Interferenzen zwischen Paris, Berlin und Moskau 1918 bis 1938 sollten demnächst (auch) über Osnabrück führen. Weitermachen könnte sie etwa beim Begriff der Metropole selbst. Seine heutige Geläufigkeit scheint vergessen machen zu wollen, wie jung er ist. Dass es seit kurzem in Berlin sowohl ein Georg-Simmel-Zentrum für Metropolenforschung (HU) wie ein Centrum für Metropolenforschung (TU) gibt, etabliert ihn für gegenwartsbefangene Großstädter so, als müsste es ihn immer schon gegeben haben. Erste neuere Erkundungen deuten darauf indessen darauf hin, dass erst das Berlin der 1920er Jahre – das Berlin, in dem Hegemanns ‚Steinernes Berlin‘ und Fritz

³ Vgl. zuletzt Wolfgang Stephan Kissel/Franziska Thun-Hohenstein (Hrsg.), *Exklusion. Chronotopoi der Ausgrenzung in der russischen und polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts*, München 2006.

Langs Metropolis-Film entstanden – den Anschauungs-, Erfahrungs- und Reflektionsraum abgegeben hat, in dem dieser Terminus seine seither scheinbar selbstverständliche Bündelungskraft und Ausstrahlung gewann.⁴ Berlin wurde erst spät Metropole, aber als es spät Metropole wurde, setzte sich der Terminus der Metropole durch. Auch hierbei jedoch lassen sich die Begriffsräumen der beiden anderen Städte erkenntniserweiternd auf den Berlinischen beziehen. Von Moskau aus erscheint das Metropolitanische auch als Säkularisat des Amtsbereichs, in dem der Metropolit seinen Segen erteilt, von Paris aus auch als das Verbindungsnetz, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit dem Bau der dortigen Metro geschaffen wurde. Von daher lässt sich sagen, dass der Terminus seit je auch theokratisch und verkehrstechnisch aufgeladen ist. Vielleicht ist das seiner Verbreitung eher förderlich.

**Dr. Justus Fetscher, Centrum für Literatur- und Kulturforschung, HU Berlin,
FetscherJu@gmx.de**

⁴ So der provisorische Befund eines unveröffentlichten Vortrags von Gerwin Zohlen (Berlin), der eine größere Studie zur Geschichte des Begriffs Metropole plant.

Jan Volker Wilhelm: Das Baugeschäft und die Stadt. Stadtplanung, Grundstücksgeschäfte und Bautätigkeit in Göttingen 1861-1924, Göttingen 2006. (Buchbesprechung)

Die Geschichte des Bau- und Immobiliengewerbes gehört trotz seiner immensen Bedeutung für die Stadtentwicklung noch nicht zu den Schwerpunkten stadthistorischer Forschung. Immerhin liegen für München und Berlin umfassende Studien, zu einigen anderen Städten zumindest punktuelle Analysen vor. Das Dissertationsprojekt von Jan Volker Wilhelm über Stadtplanung, Grundstückshandel und Bautätigkeit in Göttingen im Kaiserreich kann hier insofern besondere Aufmerksamkeit beanspruchen, als es diese Thematik umfassend für eine mittelgroße Stadt und damit für einen Stadttypus behandelt hat, der bisher unverdient im Schatten der Arbeiten über die Großstädte geblieben ist.

Das daraus hervor gegangene Buch analysiert die zentralen Entwicklungsstränge in der Zeit zwischen 1861 und 1924 in sechs größeren Kapiteln, die die Geschäftstätigkeit des wichtigsten lokalen Baugeschäftes Conrad Rathkamp & Söhne in den Mittelpunkt stellen, diese aber breit in den Rahmen der rechtlichen Rahmenbedingungen, Stadtplanung und Bautätigkeit einbetten und ihre Auswirkungen auf das Stadtbild Göttingens bewerten. Insofern handelt es sich, auch wenn am Anfang der „Glücksfall“ eines Firmenarchivs stand, um eine stadthistorische Arbeit, die weit über eine Unternehmensgeschichte hinausgeht.

Im Kern der Arbeit, der Genese des Göttinger Baugewerbes anhand eines prominenten Unternehmens, rekonstruiert Wilhelm unter anderem die schrittweise Herausbildung des Göttinger Bauunternehmertums seit dem 18. Jahrhundert und dessen zunehmendes Engagement in der Bau- und Stadtplanung. Die Analyse des vorrangig untersuchten Unternehmens wird in einer Kombination aus biographischer und unternehmensgeschichtlicher Rekonstruktion vorgenommen (S. 32-34). Eine von mehreren besonders interessanten Erträgen besteht dabei im Nachweis einer spezifischen Entwicklungslinie des Terraingewerbes unter den Bedingungen einer mittelgroßen Stadt, das sich hier, wie am Beispiel des Baugeschäftes Rathkamp zu ersehen, wesentlich aus dem mittelständischen Bauhandwerk entwickelte. Damit liegt ein klarer Kontrastfall zum Berliner Beispiel vor, wo Entwicklungsprojekte für Villenvororte und das Engagement der Großbanken die Entstehung des Terraingewerbes maßgeblich bestimmten. Auch eine Reihe weiterer Ein-

zelergebnisse wie das Verhältnis der Tätigkeit der Gesellschaft im Stadtzentrum und ihrem Erweiterungsgebiet, die erheblichen Schwankungen bei den Gewinnen aus einzelnen Grundstücksverkäufen und das Engagement im Kreditgewerbe werden hier in bisher nicht bekannter Präzision rekonstruiert. Der Unternehmensgeschichte gegenüber gestellt wird in guter Balance das städtische und staatliche Verordnungs- und Planwesen, und der Rekonstruktion der Biographie der Firmenbesitzer Rathkamp tritt diejenige der hauptamtlichen Stadtbaumeister Gerber, Jenner und Frey gegenüber (S. 72-74).

Die Arbeit bestätigt am Fallbeispiel Göttingens viele der bekannten übergreifenden stadtgeschichtlichen Entwicklungslinien, z.B. hinsichtlich der zunehmenden Zahl reglementierender städtebaulicher und baupolizeilicher Vorschriften, der Anfänge städtebaulicher Reform- und Gartenstadtprojekte, der großen Grundstückskrise um 1912, des Wohnungsmangels nach 1918 usw. Sie setzt jedoch auch eigene Akzente. So konstatiert Wilhelm eine die Bautätigkeit hemmende Wirkung des preußischen Fluchtliniengesetzes von 1875, das die Forschung bisher eher als Garant für Minimalstandards einer geregelten Urbanisierung gewertet hat. Auch zur Rollenverteilung zwischen den Bodenhandelsgesellschaften und der Stadtplanung enthält die Arbeit differenzierte und zum Teil neue Aussagen. Die zeitgenössischen öffentlichen Bebauungspläne tendenziell als der Bautätigkeit „hinderlich“ zu charakterisieren und die rechtliche Begünstigung etwa der landwirtschaftlichen „Urbesitzer“ eher neutral zu konstatieren, relativiert aber wohl doch zu stark die Schattenseiten der rein privat organisierten Stadterweiterung insbesondere durch die kleinen Grundeigentümer. Interessant sind Hinweise, dass und wie die Universität in die städtische Baupolitik personell einbezogen war, wie auch umgekehrt der studentische Wohnungsbedarf schon früh – z.B. in den 1920er Jahren - eine ihrer wichtigen Determinanten bildete (S. 397-399).

Besonders beeindruckend sind die zahlreichen empirischen Beispiele einzelner Aushandlungsprozesse zwischen Bauunternehmern und der Stadtverwaltung um Baugenehmigungen und die Anlage neuer Straßen, die die pralle Lebenswirklichkeit hinter den trockenen Vorschriften des Baurechts zeigen (S. 93-95). Ebenfalls neu und sehr anregend ist die detaillierte Rekonstruktion der Verkoppelung (Flurbereinigung) der Göttinger Feldmark mit Hilfe der Agrargesetzgebung (1876-79, S. 142-144) zum Zweck der Stadterweiterung sowie der Nachweis ähnlicher Strategien, mit denen nicht zuletzt das Fluchtliniengesetz ausgehebelt werden sollte, in anderen preußischen Großstädten. Die inzwischen vorherrschende Forschungsmeinung vom stark ideologisch motivierten Kampf gegen die mehrgeschossige Mietshausbebauung nach 1900 wird bestätigt und anhand einiger prägnanter Beispiele aus den frühen 1920er Jahren untermauert. Neu ist, dass Wilhelm belegen kann, wie die da-

mit verbundene „einseitige“ Förderpolitik Anfang der 1920er Jahre genossenschaftliche Bauanträge zurückwies und so die Wohnungsnot der 1920er Jahre nicht effektiv bekämpfte, sondern der Förderung vergleichsweise luxuriöser Einfamilien-Eigentumshäuser den Vorzug gab (S. 188-190).

Zu begrüßen ist der Blick über den Tellerrand der Neubautätigkeit auf die Kehrseite der umfangreichen Abrisse, der denkmalpflegerischen Bemühungen um den Altbaubestand sowie auf die Veränderung des Stadtbildes insgesamt (Kap. 7). Hier werden die Herausbildung der gesellschaftlichen Inwertsetzung und erste punktuelle Sicherungsmaßnahmen des Altbaubestandes gegen Ende des 19. Jahrhunderts detailliert nachgezeichnet.

Insgesamt zeichnet die Studie die gelungene Verbindung von Mikro- und Makroperspektiven auf Bautätigkeit, Stadtplanung, Architektur und Terraingewerbe anhand eines exemplarischen Städtebeispiels aus. Eine besondere Leistung stellt die Ausstattung der Arbeit mit Abbildungen und Graphiken dar, die von Plänen über Katasterauszüge, Zeitungsannoncen, Porträts, Fotos von Baustellen und Zeichnungen bis zu statistischen Auswertungen reicht. In dieser Vielfalt hat man die Zusammenhänge von Baugewerbe und Stadtentwicklung kaum jemals dokumentiert gefunden. Die Zusammenfassung bringt hingegen leider kaum mehr als eine bloße Rekapitulation der wichtigsten empirischen Ergebnisse und enthält sich weitgehend weiterführender Thesen in Bezug auf den Forschungsstand oder -bedarf. Auch erweist sich der primär auf die Existenz der Baufirma Rathkamp 1861-1924 zugeschnittene Untersuchungszeitraum als problematisch, befördert er doch latent die irrtümliche Vorstellung, die Weimarer Zeit habe tendenziell ein Ende der privaten Bautätigkeit gebracht. Diese Anmerkungen sollen jedoch den großen Wert und Ertrag der Arbeit nicht wesentlich schmälern.

Dr. Christoph Bernhardt, IRS Erkner, Bernhardt@irs-net.de

M I T T E I L U N G E N

Termine

2007

29. – 30. Juni *Stadt-Ökonomie, Stadt-Vergnügen, Stadt-Natur*
Nachwuchstagung der GSU in Offenbach/ Main
<http://www.gsu.uni-saarland.de/aktuell.htm#Tagungen>
13. – 15. Sept. *London in Text and History, 1400-1700*
Centre for Early Modern British and Irish History at the University of Oxford, the Centre for Metropolitan History ; Jesus College, Oxford, Großbritannien
<http://www.le.ac.uk/urbanhist/news/conferences.html>
12. – 15. Sept. *Environment, health and history*
European Association for the History of Medicine and Health, London
<http://www.gsu.uni-saarland.de/aktuell.htm#Tagungen>
5. – 7. Okt. *Herbsttagung: Altstadt im Licht*
AG „Die Alte Stadt“: Ludwigslust, Mecklenb.-Vorpommern
<http://www.alte-satdt.de/regiot.html>
9. – 12. Okt. *Entwicklung des Nationalsozialismus in europäischen Städten*
Veranstalter: Österreichischer Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung, Südwestdeutscher Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung, Wiener Stadt- und Landesarchiv, Ludwig-Boltzmann-Institut für Stadtgeschichtsforschung Wien
<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=6811>
25. – 28. Okt. *Mobility History, Heritage and Design*
5th Annual (Jubilee) Conference on the History of Transport, Traffic and Mobility (T2M), Helmond, NL
<http://www.t2m.org/en/>

23. – 24. Nov. *From the 'City Beautiful' to the 'Beautiful City':
A Diachronic and Interdisciplinary Conference*
Centre for Urban History, University of Tours, Frankreich
<http://www.h-net.org/announce/show.cgi?ID=150614>
7. – 8. Dez. *Wer entwickelt die Stadt? Akteure, Strategien, Strukturen,
Partnerschaften. Lokale Governance in historischer
Perspektive*
FG Stadterneuerung, Stadtumbau am FB Architektur,
Stadtplanung, Landschaftsplanung der Universität Kassel
und AK Planungsgeschichte der GSU
<http://www.uni-kassel.de/fb6/ssu/>

2008

- 27.Feb. – 1. März *7th European Social Science History Conference:
Negotiating the Truth of memory*
Lissabon, Portugal
<http://www.iisg.nl/esshc/>
27. – 29. März *Descriptio Urbis. Measuring and representing the
modern and contemporary city*
CROMA International Conference, Rom, Italien
[http://host.uniroma3.it/centri/croma/descriptiourbis/
contenuti.asp?page=Home](http://host.uniroma3.it/centri/croma/descriptiourbis/contenuti.asp?page=Home)
06. – 08. April *A Suburban World? Global Decentralization and the New
Metropolis*
Metropolitan Inst., Virginia Tech, Reston, Virginia, USA
3. – 6. Juli *The place of the city in environmental history
Vth International Round-Table on Urban Environmental
History*
Berlin, <http://www.irs-net.de>

- Juli *13th Biennial Conference of the International Planning History Society*
Chicago, USA
<http://web.bsu.edu/perera/iphs/>
27. – 30. August *Comparative History of European Cities*
IXth International Conference on Urban History,
Lyon, Frankreich
<http://eauh.ish-lyon.cnrs.fr/>
11. – 13.Sept. *Common Ground, Converging Gazes: Integrating the Social and Environmental in History*
Centre de Recherches Historiques École des Hautes Études
en Sciences Sociales Paris
<http://eseh.org/social>
- 30.Sept. – 3. Okt. *47. Deutscher Historikertag „Ungleichheiten“*
TU Dresden
<http://www.vhd.gwdg.de>

Master-Studiengänge zur Stadtgeschichte an der TU Berlin und TU Darmstadt

TU Berlin: Historische Urbanistik/ Historical Urban Studies

Ins zweite Jahr geht im Wintersemester 2007/2008 der 4-semestriges Master-Studiengang Historische Urbanistik/Historical Urban Studies an der TU Berlin. Hier ein Auszug aus der Beschreibung des Studiengangs auf der Homepage des Center for Metropolitan Studies.

Die Stadt der Zukunft, betrachtet aus einer historischen Perspektive – das ist es, was der Master-Studiengang „Historische Urbanistik“ am Center for Metropolitan Studies der Technischen Universität Berlin Studierenden mit Bachelor oder Diplom anbietet. Der Master-Studiengang zielt auf eine vertiefte Einsicht in die spezifischen Gestaltungs- und Lebensformen des Europäischen Städtewesens. Er vermittelt Grundlagen für den historisch informierten, kompetenten Umgang mit Problemen gegenwärtiger wie zukünftiger Stadtentwicklung und für die Fähigkeit und Möglichkeit, gestaltend auf diese einzuwirken. Angestrebt ist die Ausbildung von breit und historisch informierten, mit den internationalen Prozessen der Stadtentwicklung vertrauten Generalisten, die in unterschiedliche, gegenwärtige und zukünftige Praxisfelder und Problemzusammenhänge eingearbeitet werden und in einem breiten Spektrum stadtbezogener Handlungsfelder die erforderliche und innovative Arbeit leisten können. Auf dieses letzte Ziel geht der Studiengang in besonderem Maße ein, indem er in jedem Modul auf die Einübung von „Möglichkeitssinn“ (Robert Musil) achtet.

Für nähere Informationen: <http://www.metropolitanstudies.de/?id=43>

Email: info@metropolitanstudies.de , Tel: +49 (0)30-314 28400/ -01.

TU Darmstadt: Geschichte – Umwelt - Stadt/ Environment, History and the City

Seit Wintersemester 2005/06 wird der Master-Studiengang „Geschichte – Umwelt – Stadt“, federführend vom Institut für Geschichte, FB 02 der TU Darmstadt angeboten. Die Ziele des Studiengangs sind ebenfalls der Homepage entnommen.

Der MA-Studiengang "Geschichte - Umwelt - Stadt" an der TU Darmstadt bietet die in der deutschen Hochschullandschaft einzigartige Chance, die aktuellen Zusammenhänge und Probleme unseres urbanen Lebens sowie seiner ökologischen

Bedingungen in ihrer historischen Genese zu behandeln. Aus dieser Langzeitperspektive vermittelt er ein besseres Verständnis für aktuelle und zukünftige Umweltprobleme und soll dazu beitragen, die städtische Lebensweise als zentrale Existenzform unserer Gesellschaft in ihren Umweltwirkungen zu reformieren. In den stadt- und umweltbezogenen Forschungsgebieten der Ingenieur- wie der Geistes- und Sozialwissenschaften versammelt die TU Darmstadt ein hohes Maß an Forschungs- und Lehrkompetenz. Der Studiengang "Geschichte - Umwelt - Stadt" nutzt dieses besondere Potential der TU Darmstadt. Der Studiengang erstreckt sich über vier Semester und wird mit dem international anerkannten Hochschulgrad "Master of Arts" (M.A.) abgeschlossen.

Die fachübergreifenden Erfahrungen sollen die Studierenden in die Lage versetzen, Brücken zwischen den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften auf der einen und der Architektur und den Ingenieurwissenschaften auf der anderen Seite zu schlagen. Solche Interdisziplinarität, die auf einer soliden Kenntnis der fachlichen Vorannahmen, Methoden und Erkenntnisinteressen der verschiedenen Disziplinen beruht, diese jedoch auch kritisch hinterfragt, soll im Rahmen des Studiengangs systematisch entwickelt werden. Der Studiengang richtet sich, neben BewerberInnen mit einem ersten Abschluß in Geschichte, auch an AbsolventInnen ingenieurwissenschaftlicher oder sozialwissenschaftlicher Fächer mit einem besonderen Interesse an Stadt und Umwelt.

Für nähere Informationen:

http://www.geschichte.tu-darmstadt.de/index.php?id=ifg_studiengaenge

E-Mail: sallinger@pg.tu-darmstadt.de; Tel. +49-(0)6151-16 49 09, Fax. -16 39 92

Berichtigung zu IMS 2/2006, S. 92: Dick van den Brink ist nicht Secretary, sondern Managing Director des ECMD (European Centre for Mobility Documentation).